

– WURZENER – **extrablatt**

WXB Ausgabe 1/2023
herausgegeben vom Netzwerk
für Demokratische Kultur e.V.

Seite 5

**Integration in Wurzen –
eine Rückschau**

Seite 9

**Das Leben in einem
Wäschekorb auf Rädern**

Seite 13

Mein Vater der Flüchtling

Impressum

ViSdP: Martina Glass

Netzwerk für Demokratische Kultur e.V.

Domplatz 5

04808 Wurzen

Telefon → (03425) 85 27 10

Fax → (03425) 85 27 09

E-Mail → team@ndk-wurzen.de

Web → www.ndk-wurzen.de

Titelfoto: Hauke Klensang

Redaktionsteam: Klaus Uhlemann, Jule Wahle, Franziska Wittig, Martina Glass

Entwurf, Layout & Satz: Mathias Engert (cmykey.de)

Lektorat: Petra Krumme

Wurzen Juni 2023

In diesem Magazin schreiben viele verschiedene Menschen Texte. Wir überlassen, dem gängigen journalistischen Vorgehen folgend, jedem Autor/jeder Autorin die Entscheidung selbst, ob und in welcher Form sie gendern möchten. Wir bitten um Verständnis für dieses Vorgehen.

Inhaltsverzeichnis

von Klaus Uhlemann

4 Editorial

von Frauke Sehart

5 Integration in Wurzen seit November 2015 – eine Rückschau

von Dr. Ansgar Haller

8 Wanderungsbewegungen in Deutschland 1918–2023

von Klaus Uhlemann

9 Das Leben in einem Wäschekorb auf Rädern

aus der Schreibwerkstatt „Heldinnen wie wir“ 2022

11 Zu Fuß bis Sachsen

von Ines Budnik in Erinnerung an ihren Vater

13 Mein Vater der Flüchtling

von Angelika Keim in Erinnerung an ihren Mann Bodo

15 Sie haben uns alles genommen – mehr als einmal – und dann sind wir gegangen

von Melanie Kassel

17 So kam ich nach Wurzen und ich sah vieles

von Franziska W./Interview mit Fatima

18 „Ich wusste oft nicht mal, in welchem Land wir waren“ – Die Geschichte einer Reise

von Martina Glass

22 Einfach nichts los auf dem Land?

von Melanie Rühmling und Marcus Beckmann

23 Vom Kommen, Bleiben und Gehen

von Jessica Stukar

25 wir weit weg – lokale Partnerschaften

Feministische Kolumne von Jule Wahle

26 Klimakrise und Frauen*

Lese-Ecke – Impulse zur Auswahl von vorurteilsbewussten Kinderbüchern von Ken und Elisabeth Kupzok

27 Heimliche Botschaften im Kinderbuch

28 Theatertage und Open-Air-Kino

Was ist los in Wurzen?

30 Regelmäßige Angebote



■ von Klaus Uhlemann

Editorial

Es war im Mai letzten Jahres. Mein Telefon klingelte. Am anderen Ende der Leitung war Janine, die Tochter eines zu Beginn der Corona-Pandemie verstorbenen Freundes aus Leipzig. „Wir, meine Eltern und ich, sind so oft mit dem Auto durch Wurzen zu euch nach Hohburg gefahren. Und noch nie haben wir dabei Wurzen näher kennengelernt. Nun wollen meine Mutter und ich das nachholen.“ Hm! Wie sollte ich das anfangen? Schließlich führte mich mein Weg zur Tourist-Information am Markt. Und ich hatte Glück. Dort lag eine Broschüre mit dem Titel „Die Ringelnetzstadt Wurzen ist eine Reise wert“. Ich entschied mich, aus dem Reigen der darin beschriebenen Rundgänge, für den Historischen Stadtspaziergang. Start war der Alte Friedhof am Bahnhof. Also dort, wo auch Menschen ankamen, von denen in diesem Heft die Rede sein wird.

Thematischer Schwerpunkt dieser Ausgabe des Wurzener Extrablattes ist „Migration“. Wikipedia definiert das als „auf Dauer angelegte räumliche Veränderung des Lebensmittelpunktes einer oder mehrerer Personen“. In verschiedenen Beiträgen werden persönliche Geschichten erzählt und die allgemeine gesellschaftliche Situation in Deutschland zu diesem Leitthema innerhalb der letzten 100 Jahre beschrieben. Zu Lebzeiten heutiger Menschen im Wurzener Land hat es seit dem Zweiten Weltkrieg mindestens vier Phasen von Migration gegeben. Begonnen haben sie mit Flucht und Vertreibung als Folge des vom Dritten Reich vom Zaun gebrochenen mörderischen Gemetzels.

Aus heutiger Sicht wird die Zeit bis 1989/1990, also die Jahrzehnte der kommunistischen Diktatur, von manchen oft verklärt beschrieben. Landläufig wird das als „Ostalgie“ bezeichnet. Aber: Ist das für alle wirklich so „toll“ gewesen? Oder gab es nicht wenige, die aus ganz verschiedenen und nachvollziehbaren Gründen den Arbeiter- und Bauernstaat verlassen haben oder verlassen wollten? 1990 sind die beiden deutschen Staaten vereinigt worden. Viele Industriebetriebe sind zusammengebrochen: Menschen und Familien haben man-

gels materieller Perspektiven das Wurzener Land gen Westdeutschland verlassen und sind dort geblieben. Der Weggang von vielen ist noch gut in Erinnerung. (Äußerlich sichtbar ist das am Beispiel von Nord II in Wurzen: Vor 1990 gebaute fünfgeschossige Plattenbauten sind auf drei Geschosse zurückgebaut worden.) Seit Mitte der Zehnerjahre unseres Jahrhunderts erleben wir Fluchtbewegungen aus Kriegs- und Krisengebieten in Asien, im Mittleren Osten und Afrika in die Europäische Union und damit auch zu uns. Und seit mehr als einem Jahr, nach Putins Angriff auf die Ukraine, sogar aus einem europäischen Nachbarland.

Etwas Weiteres sollte uns zu denken geben: Landflucht von Frauen und Jugend. Bahnt sich hier neue Migration aus dem Wurzener Land an? Nur noch in wenigen Dörfern gibt es stationäre Einkaufsmöglichkeiten, also Ladengeschäfte, abgesehen von Ausnahmen keine Bäcker oder Schlachter. Gaststätten? Nicht nur in den Dörfern des Wurzener Landes zählen sie zu den Raritäten. Und nur in ganz wenigen Orten können die Menschen eine Ärztin oder einen Arzt zu Fuß erreichen. – Junge Menschen, egal welchen Geschlechts, zieht es sie nicht dorthin, wo ihre Aussichten und die Umstände aus ihrer Sicht besser sind, in die Ballungszentren? – Doch lesen Sie selbst!

Janine, ihre Mutter und auch ich hatten bei unserem fast zweistündigen Historischen Stadtspaziergang viele Sehenswürdigkeiten Wurzens entdeckt. Nach einer „Biergartenpause“ gegenüber der früheren Teppichfabrik fuhren wir mit dem Bus zurück zum Bahnhof, unserem Ausgangspunkt. Die beiden Frauen fuhren zurück nach Leipzig. – Janine? Wer weiß? Vielleicht landet sie eines fernen Tages in Wurzen?



Klaus Uhlemann



■ von Frauke Sehr

Integration in Wurzen seit November 2015 – eine Rückschau

In meiner Tätigkeit als ehrenamtliche Integrationsbeauftragte schaue ich nun auf die letzten acht Jahre verschiedener Prozesse zum Thema Migration in Wurzen zurück. Vieles hat sich getan und verändert, bei einigen Punkten bedarf es aber auch immer wieder neuer Überlegungen und Aufmerksamkeit für bestimmte Besonderheiten.

Als zentraler Pluspunkt kann die Entscheidung gesehen werden, die Unterbringung aller ankommenden Geflüchteten in Wurzen dezentral zu gestalten. Sie also nicht in Sammelunterkünften unterzubringen, wie an vielen anderen Orten im Landkreis, sondern durch den Landkreis Wohnungen anzumieten, die in der Stadt verteilt sind. Dies sehe ich als großen Vorteil für die Stadtgesellschaft und die Geflüchteten selbst. Es erleichtert die Integration in vielen Bereichen, da die Zufriedenheit für beide Seiten viel höher ist als in den beengten Gemeinschaftsunterkünften (GU).

Als 2016 infolge von Krieg und Vertreibung auch viele Menschen aus verschiedenen Ländern im Landkreis Leipzig ankamen, waren natürlich viele Stellen auch

vor neue Herausforderungen gestellt. Die Beratungsstellen waren noch wenig koordiniert und mussten sich erst auf die neue Situation einstellen. Das hatte dementsprechend große Unsicherheit, natürlich auch durch eine gewisse Unwissenheit, zur Folge. Erst einmal wollten viele aber einfach helfen. So hat sich auch das Netzwerk für Demokratische Kultur in Wurzen zur Anlaufstelle entwickelt, wo plötzlich alle Mitarbeiter:innen verschiedenste Behördenbriefe gemeinsam mit den Geflüchteten versuchten zu beantworten, Anrufe bei den entsprechenden Stellen wurden getätigt, Termine vereinbart. Was für uns alle auch einen großen Lern- und Erfahrungsprozess darstellte, da eben vieles einfach sehr neu war.

Viele Ehrenamtliche kümmerten sich zu der Zeit gezielt um Einzelpersonen oder Familien. Es gab viel zu regeln im Bereich „Alltagsproblematik“: Problemlösung mit Nachbarn, Organisation von notwendigen Gegenständen wie zum Beispiel Schulranzen, Fahrräder, Möbel, Küchen und der Begleitung zu Ämtern oder Ärzten. Ein quasi Fulltime-Job für viele Ehrenamtliche, die zum großen Teil auch noch eigenen Tätigkeiten nachgingen.



Frühlingsfest auf dem Markt in Wurzen (Foto: Hauke Klensang)



Daraus hat sich dann ein einmal monatlich stattfindendes Treffen der Unterstützer:innen von Geflüchteten im Wurzener Land etabliert, um gewisse Fragen gemeinsam zu besprechen und zu beraten. Ehrenamtliche, Vertreter beider großer Kirchen, Vertreter:innen von Verbänden, Hauptamtliche der Asyl- und Migrationsberatung kamen hier gemeinsam an einen Tisch. So konnte auch ein Austausch zu Neuregelungen oder die konkrete Organisation von Hilfen, z. B. Nachhilfe, Kirchenasyl, Spenden etc., direkt in dieser Runde besprochen werden.

Auch eine Kleiderkammer, getragen von Ehrenamtlichen des NDK und von der Stadt Wurzen unterstützt, kam zustande, um die Annahme und Verteilung von Sachspenden jeder Art zu organisieren. Der Zulauf war hier enorm, denn eine solche Stelle war für die Geflüchteten natürlich sehr wichtig, da anfänglich noch kein Wissen und keine Möglichkeit zur Beschaffung von gebrauchten Alltagsgegenständen und Möbeln vorhanden war. Zudem war die Kleiderkammer auch als regelmäßiger Treffpunkt für Teile der Bevölkerung zum Austausch untereinander und mit den Geflüchteten ein wichtiger Ort geworden.

Da ein großer Bedarf gesehen wurde, organisierte das NDK in der Folgezeit viele Informationsveranstaltungen zu verschiedensten Themen wie: die Eröffnung eines Bankkontos, das Abschließen von Handyverträgen, die Arbeits- & Ausbildungssuche oder Opferberatung, und das immer mit Sprachvermittlung in mindestens drei verschiedenen Sprachen (tigrinisch, arabisch, persisch).

Die Organisation der unterschiedlichen Angebote des NDK hat bei den Geflüchteten zur Stärkung des Selbstbewusstseins und der Nutzung eigener Kompetenzen geführt, da die Angebote dem Konzept „Hilfe zur Selbsthilfe“ entsprachen und so die Menschen bestärkt wurden, ihre Angelegenheiten auch selbst in die Hand zu nehmen, wenn sie das entsprechende Wissen dazu bekamen.

Seit der Eröffnung des „Verschenkeladens“ im Kantahaus übernimmt dieser derzeit die Aufgaben der Kleiderkammer, da diese nicht weiter betrieben werden konnte. Doch auch dieser Laden wird von den Geflüchteten sehr gut genutzt und fördert die Kommunikation in der Stadtgesellschaft durch den rege stattfindenden Austausch.

Im Laufe der Zeit wurden dann Beratungsstellen zu Asyl und Migration aufgebaut, Arbeitsmarktmentor:innen für Praktikum, Ausbildung & Arbeit wurden von



Interkultureller Frauentreff – seit 2015 (Foto: NDK)

offiziellen Stellen wie der Caritas tätig, und so wurden Stück für Stück die Bereiche, die anfangs ehrenamtlich getragen wurden, professionalisiert und institutionalisiert.

Auch das Wissen und die Möglichkeiten über Hilfestellungen und Anlaufstellen wurde größer, was das Selbstvertrauen und die Eigeninitiative bei den Geflüchteten wachsen ließ. Neuankommlinge werden von den hier lebenden Communitys zunehmend mit Informationen versorgt und zu den entsprechenden Stellen geleitet.

Es entstand eine gute Zusammenarbeit und ein regelmäßiger Austausch zwischen allen Beratungsstellen im Bereich Asyl, Migration, Arbeit, Stadtverwaltung und auch den Kommunalen Koordinator:innen des Landkreises (KIKs).



Die Arbeit des NDK hat sich in diesem Zusammenhang ebenfalls verändert, da auch hier versucht wird, Menschen und vor allem Frauen, die schon vor einigen Jahren in Wurzen angekommen sind, in Angebote einzubinden, wo sie selbst ihr Wissen und ihre Erfahrung weitergeben können. So wurde beispielsweise das Erlernen von Basiswissen und Anwendungen am PC für Frauen im Sommer 2022 geleitet von einer Frau aus dem Iran.

Mit heutigem Stand würde ich also sagen, dass die Grundlagenversorgung im Bereich Alltag und Beratung viel besser koordiniert und getragen wird als zu Beginn und die ersten Wege von Neuankommenden derzeit gut beschritten werden können. Die Hauptprobleme zeigen sich gegenwärtig dann meist erst mit fortlaufender Zeit. Hier ist vor allem das Fehlen von Kindergartenplätzen zu nennen, was natürlich in der Folge dazu führt, dass Kinder weniger gut eingebunden und auf weitere Institutionen wie die Schule vorbereitet werden. Viele Kinder werden eingeschult ohne Erfahrungen im Kindergartenalltag. Es fehlt an den im Kindergarten erlernten Kompetenzen wie Konzentration, Sprache etc. Aber auch für die Eltern, und hier sind es ganz oft die Mütter, bedeutet das, dass diese durch die Betreuung zu Hause nicht am Deutschkurs teilnehmen können. Mit der Folge, dass der Spracherwerbsprozess unnötig verzögert wird und ihre Arbeitsbiografien stillstehen.

Neben den fehlenden Kindergartenplätzen sind auch die Schulplätze in den vorbereitenden Deutsch-als-Zweitsprache-Klassen rar gesät. Hier fehlt es vor allem an ausgebildetem Personal, um den Bedarf abzudecken. Aber auch der Mangel an Terminen bei Kinderärzten und Allgemeinärzten stellt ein großes Problem dar. Ebenso sind viele in der Sprachvermittlung auf sich al-

lein gestellt und können zum Beispiel für Besuche beim Arzt nur selten auf die Übersetzungshilfe von Bekannten oder Verwandten zurückgreifen. Vor allem bei neuen Familien stellt dies eine Schwierigkeit dar. Hier bedürfte es einer Stelle, die die Geflüchteten in Anspruch nehmen könnten, um auf eine Sprachvermittlung für besonders wichtige Situationen zurückzugreifen. Denn wer will schon beispielsweise bei einer medizinischen Schuleingangsprüfung in einem anderen Land mit anderer Sprache allein vor einem Arzt mit seinem Kind sitzen? Dies wäre für die Nachhaltigkeit von Prozessen und die Erlangung von Wissen besonders wichtig.

Auch viele Ehrenamtliche aus den Anfangsjahren haben sich nach einer gewissen Zeit der Begleitung von Menschen Stück für Stück zurückgezogen. Grund dafür ist der erhebliche Zeitaufwand, der diese Betreuung bedeutet, aber auch die zunehmende Kompetenz der Geflüchteten, sich untereinander zu unterstützen.

Über die Zeit wurden wir in Wurzen also immer wieder vor neue Herausforderungen und Fragen gestellt, entstanden sind tolle Bekanntschaften und bekommen haben ich und viele andere auch immer wieder sehr viel Dankbarkeit von den Menschen. Immer wieder toll ist es auch zu sehen, wenn Menschen, die wir unterstützt haben, in ihrem Leben hier nach einer gewissen Zeit angekommen sind, Ausbildungen anfangen, Arbeit finden und sich wohlfühlen. Um das zu erreichen, bedarf es allerdings weiterhin eines aktiven Zutuns und der Unterstützung all jener, die erst einmal versuchen müssen, Fuß zu fassen und sich ein neues Leben aufzubauen. Und hier sind alle gefragt, diesen Menschen wohlwollend zu begegnen und sie zu unterstützen, wann und wie immer es möglich ist.



Kultur- und Bürgerinnenzentrum D5 als Treffpunkt für Unterstützer:innen und geflüchtete Menschen



■ von Dr. Ansgar Haller

Wanderungsbewegungen in Deutschland 1918–2023

Warum bewegen sich Menschen in ein Land, in einem Land oder aus einem Land hinaus? Drei wesentliche Faktoren sind hier in der Geschichte Deutschlands der letzten 100 Jahre zu nennen:

1. Kriege und mit Friedensschlüssen verbundene Grenzverschiebungen
2. wirtschaftliche Gründe
3. politische und religiöse Verfolgung

Je nach geschichtlicher Epoche dominieren ein oder zwei dieser Ursachen. Nach dem Ersten Weltkrieg führten die Pariser Vorortverträge zu Wanderungsbewegungen. Etwa ein Drittel der Polen, die im 19. Jahrhundert ins Ruhrgebiet eingewandert waren, entschieden sich dafür, in die neu gegründete Republik Polen übersiedeln, während aus den nun polnischen Gebieten Ostoberschlesiens und Pommerns einige Hunderttausend Deutsche ins Deutsche Reich zogen – zum Missfallen der Regierung in Berlin, die mit dem Verbleib möglichst vieler Deutscher in den Ostgebieten den Revisionsanspruch bezüglich der Grenzziehung wachhalten wollte. Darüber hinaus führten die wirtschaftlichen Krisen der Weimarer Republik zur Auswanderung von ca. 600.000 Deutschen nach Übersee – zwei Drittel davon in die USA.

Die „Pseudowirtschaftsblüte“ im Nationalsozialismus beendete die ökonomisch bedingte Abwanderung, während nun die Emigration von Verfolgung Bedrohter in den Vordergrund rückte. Mehrere Hunderttausend Menschen flohen aus dem Deutschen Reich, darunter zahlreiche Wissenschaftler, Künstler und Politiker, aus politischen Gründen oder weil sie jüdischer Herkunft waren. Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen bedeuteten im 20. Jahrhundert die größte Migrationsbewegung in Deutschland. Etwa sieben Millionen Menschen wurden aus den besetzten Gebieten als Zwangsarbeiter nach Deutschland verschleppt. Die meisten kehrten nach dem Krieg in ihre Heimat zurück, manche blieben als „staatenlose Ausländer“ aber auch dauerhaft im Gebiet der heutigen Bundesrepublik – aus persönlichen Gründen oder aus Angst vor Repressalien, da sie in ihren Herkunftsländern nicht selten als „Kollaborateure“ galten. Viele Juden, die den Holocaust überlebt hatten, emigrierten nach Israel oder in die USA, da für sie ein Leben im Land der Täter nicht mehr infrage kam. Zwölf Millionen Deutsche wiederum

verloren durch Flucht und Vertreibung aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten ihre Heimat; schätzungsweise zwei Millionen von ihnen überlebten die Strapazen nicht. Im „Westen“ angekommen, wo man wenige Jahre zuvor noch von „Volksgemeinschaft“ gesprochen hatte, galten sie anfangs als „Polacken“.

Die Nachkriegsgeschichte machte dann vor allem die Bundesrepublik zu einem Einwanderungsland. Aufgrund des einsetzenden „Wirtschaftswunders“ – es herrschte praktisch Vollbeschäftigung – wurden planmäßig „Gastarbeiter“ in Südeuropa bzw. der Türkei angeworben. Eis, Pizza und Döner veränderten die Essgewohnheiten der Deutschen nachhaltig. Infolge der Neuen Ostpolitik Willy Brandts, die nach Adenauers „Politik der Stärke“ eine Annäherung an die Staaten Osteuropas bewirkte, zogen dann seit den 1970er Jahren Spätaussiedler aus Polen, Rumänien und der Sowjetunion meist nach West-, nach 1989 auch vermehrt nach Ostdeutschland. Diese waren Nachfahren der Deutschen, die sich im Rahmen der mittelalterlichen „Ostsiedlung“ bzw. in der frühen Neuzeit (z. B. unter Zarin Katharina der Großen) im osteuropäischen Raum angesiedelt hatten und nach 1945 nicht vertrieben worden waren.

Doch nicht nur die frühe Bundesrepublik litt unter einem Arbeitskräftedefizit. In der DDR war der Fachkräftemangel noch eklatanter. Nach 1949 verließen jedes Jahr ca. 200.000 Menschen, also etwa ein Prozent der Bevölkerung, die DDR über die grüne Grenze oder Westberlin, aus wirtschaftlichen, aber auch aus Gründen politischer bzw. religiöser Verfolgung. Dieser Aderlass wurde erst 1961 gestoppt; den Mauerbau nennen Historiker daher oft den „heimlichen Gründungstag“ der DDR. Aus dem „sozialistischen Bruderstaat“ Vietnam angeworben, lebten 1989 außerdem ca. 60.000 Vertragsarbeiter in der DDR, oft völlig separiert, denn ein Hineinwachsen in die Mehrheitsgesellschaft war von der politischen Führung nicht gewünscht. Doch auch die Bundesrepublik tat sich lange Zeit schwer damit, die Rolle der Zuwanderer positiv zu denken. „Deutschland ist ein Einwanderungsland“ – diese Aussage Angela Merkels aus dem Jahr 2015 ist eine späte Einsicht angesichts einer langen Tradition von Migration im deutschen Raum. Manche Möglichkeit einer Integrati-



on, einer Assimilation, aber auch eines sich bereichern- den Mit- und Nebeneinanders wurde vertan, ging man doch seit den 1960er Jahren noch lange davon aus, dass „die schon wieder gehen werden“. Nach dem Mauerfall setzte infolge des mit dem „Kapitalismusschock“ verbundenen Niedergangs weiter Teile der ostdeutschen Industrie ein massiver Wegzug von jungen Menschen (mehrheitlich Frauen) ein, die ihre berufliche Perspektive in den „alten Bundesländern“ sahen; die „ehemalige DDR“ verlor etwa ein Viertel ihrer Bevölkerung; eine dramatische Entwicklung. Die Gegenbewegung von West nach Ost war deutlich schwächer ausgeprägt und konzentrierte sich im Wesentlichen auf größere Städte wie Berlin, Leipzig oder Dresden. Erst seit etwa fünf Jah-

ren haben sich die Wanderungsbewegung vom „Osten“ in den „Westen“ und vom „Westen“ in den „Osten“ quantitativ angeglichen.

Der russische Angriff auf die Ukraine hat die Diskussion um Wanderungsbewegungen und eine Frage der Gleichbehandlung von Migranten aufgeworfen. Auch die Begrifflichkeiten scheinen noch unscharf zu sein: Wir sprechen oft von „Geflüchteten“ statt von „Flüchtlingen“ – doch ob die Flucht tatsächlich schon beendet ist („Geflüchteter“) oder die Menschen sich als immer noch „unterwegs“ wahrnehmen („Flüchtling“), können nicht wir, sondern nur die Menschen aus Syrien, der Ukraine oder Afghanistan beantworten.

■ von Klaus Uhlemann

Das Leben in einem Wäschekorb auf Rädern

Diese Geschichte beginnt ein Jahr nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, eines Krieges, der von Hitlerdeutschland angezettelt wurde. Geschildert wird sie von einer Frau, nennen wir sie Martha, die im letzten Herbst ihren 90. Geburtstag gefeiert hat. – Oft vergleicht sie, was ihr 1946 und danach in Wurzen geschehen ist, mit der Situation derer, die gegenwärtig und fluchtbedingt in der Domstadt landen.

1946. Die Familie von Martha wohnt in Schlesien, in einem 1200-Einwohner-Ort im Glatzer Bergland, zwischen den Sudeten und der Oder. Mit dreizehn muss Martha ihre Heimat verlassen, mit dem letzten Treck. Schlimm daran: Der Vater ist in sowjetischer Kriegsgefangenschaft. Also müssen ihre Mutter, die über 80-jährige Oma und Martha mit dem Weg ins Unge- wisse alleine fertigwerden. Mitnehmen können sie nur, was in einen Wäschekorb mit angeschraubten Rädern passt und was sie auf dem Rücken tragen können. Irgendwo werden sie mit anderen Menschen in Viehwag- gons geladen und erreichen Löbau in der Lausitz. Der Viehwaggon und die Läuse: Martha muss, tränenüber- strömt, ihre schönen Zöpfe opfern.

Oma, Mutter und Martha landen in Wurzen, im Zwi- schenlager Schützenhaus an der Mulde. Eingewiesen werden sie später in die Zillestraße, in der „Flugplatz- siedlung“: drei Menschen aus drei Generationen in ein

Zimmer! In einem derart beengten Raum ist Kochen so gut wie unmöglich. Der Ausweg: mit der Milchkanne das Essen aus der damaligen Volksküche im Stadthaus ho- len. (Martha kann seitdem Erbsengraupen nicht mehr sehen.) – Ihre Erinnerung an den Winter 1946/47? Ein- mal trägt der Kaffee in der Tasse eine Eisschicht. – Und ihr Schulweg? Von der Zillestraße über einen Feldweg (heute Georg-Schumann-Straße) zur damaligen Dies- terweg-Schule am Domplatz, später bis zur früheren Handelsschule in der Eduard-Schulze-Straße, hinter dem Bahnhof, alles zu Fuß.

1947. Vater kommt aus der Kriegsgefangenschaft zu- rück. Allerspätestens jetzt muss die Hauseigentümerin das der Familie von Anfang an zustehende zweite Zim- mer geben. Der Verlobte der Hauseigentümerin kommt nicht aus dem Krieg zurück! Ihren Frust bekommen die Schlesier, die Flüchtlinge, zu spüren: Sie werden schi- kaniert, gemobbt, würden wir heute sagen. – Schließ- lich können sie eine neue Bleibe beziehen, in einem Hinterhaus in der Karl-Marx-Straße. Immerhin: Mar- tha hat nun ein eigenes Zimmer. 1950 kommt sie aus der Schule und tritt eine Stelle in Grimma an.

Einmal, lange vor dem Fall der Berliner Mauer, hat sie bei einer Fahrt mit ihren Eltern und einem Bekannten ihren Heimatort in Schlesien und ihr früheres Wohn- haus wiedergesehen. Leider, bedauert sie heute, kommt





Marthas Geschichte (Foto: privat)

es aus Zeitgründen zu keinen persönlichen Kontakten mit Menschen, die nach ihnen dort eingezogen sind.

Die 90-Jährige schaut zurück: Martha fühlt sich, nach mehr als 70 Jahren, schon längst als Wurzenerin. Nur ihre schlesische Mundart, die unterscheidet sich doch deutlich von dem hiesigen „Hoch“-Sächsisch.

Dennoch: Welche Gemeinsamkeiten und welche Unterschiede gibt es zwischen 1945/1946 und der allerjüngsten Vergangenheit sowie der Gegenwart?

Gemeinsamkeiten: Flüchtlinge und Vertriebene von damals und Flüchtlinge von heute, sie werden allgemein nicht mit offenen Armen empfangen, schief angesehen, teils angefeindet. Vielen gelten sie als Eindringlinge. (Was dabei vielfach übersehen wird: Die Allermeisten wollten ihre Heimat gar nicht verlassen. Äußere Umstände zwangen sie dazu!)

Unterschiede: Flüchtlinge von heute haben oft eine andere Hautfarbe, verständigen sich in fremder Sprache, tragen fremd aussehende Kleidung. Nicht wenige haben lebensgefährliche Schlauchbootfahrten über das Mittelmeer hinter sich. – Und es sind jetzt noch zusätzlich Flüchtlinge, die vor Putins Krieg aus ihrer Heimat, der Ukraine, fliehen.



■ aus der Schreibwerkstatt „Heldinnen wie wir“ 2022

Zu Fuß bis Sachsen

1945 kam der Vater vom Volkssturm heim. Er hat den Wagen mitgepackt für die Flucht. Meine große Schwester hat am Flughafen in Öls gearbeitet. Sie sagte: „Wo wollt ihr denn hin, die Leute stehen auf der Straße und heulen vor Kälte.“ Es waren neununddreißig, vierzig Grad minus.

Sie sollte daheimbleiben wegen der Tiere. „Lenchen, füttere das Viehzeug, wenn sie kommen, dann reiß aus.“ Wir haben noch mal das Viehzeug angeguckt, gefüttert, in der Küche das Vaterunser gebetet. Die Kleinen sind alle auf den Wagen geklettert. Es war ein Wagen mit zwei Pferden. Wir Großen sind hinterhergelaufen. Zuerst waren wir vierzehn Tage in Klein Öls einquartiert. Dann sind wir über die Oderbrücke, am nächsten Tag wurde sie gesprengt. Dann musste der Vater zurück zum Volkssturm. Auch mein Bruder Jork musste zurück. Wir haben uns in Stanndorf verabschiedet. Das war auf Nimmerwiedersehen. Er gilt als vermisst bis heute.

Die kleine Sieglinde war ein Jahr, sie fing gerade an zu laufen – ich seh noch ihre kleinen Tippelschritte. Zwei meiner Geschwister, es waren insgesamt zwölf, waren in einem Ferienlager an der Schneekoppe. Meine Mutter schickte mich sie holen. Ich bin noch nie vorher mit dem Zug gefahren und hatte Angst, aber der Schaffner hat mir geholfen. Da hab ich meine Kinder geholt.

Meine Mutter war gottdankbar, dass ich sie geholt habe. Ich war ja die Große.

Der Russe kam immer näher. Die Mutter war krank. Ich musste zu unserem Bürgermeister gehen und betteln, dass sie vorn auf dem Auto mitfahren kann mit den zwei Kleinsten. Da hab ich noch die Flaschen fertig gemacht. Wir sind dann losgefahren mit dem Treck, in die Tschechei rein.

Mein Bruder war fünfzehn, ich sechzehneinhalb Jahre, ich habe mich um unsere Geschwister gekümmert (ich sag immer „meine Kinder“). Wir hatten nichts zu essen. Da bin ich zu einem Bauern gegangen, die Tore waren zugeschlossen, oder ich habe gebettelt. Einmal hat eine Bauersfrau in der Tschechei aus einem Backofen im Garten acht, neun frische Brote rausgenommen. Ich bat um ein Stückchen, sie hat uns nicht ein Stückchen gegeben, nicht mal ein Stückchen Brot für die Kinder. Nicht mal ein Stück Rinde für die Flüchtlinge. Im Kreis Mirschowitz waren Soldaten mit der Gulaschkanone, die haben uns zu essen gegeben.

Wir hatten die ganze Zeit kein Bett, wir haben auf Heu und auf Stroh geschlafen. Dann kam ein Mann aus unserem Dorf, der seine Fami-



lie suchte. Er hat uns Käsekuchen gebacken, wir hatten unsere Wäschesäcke vom Wagen geholt und er stellte den Kuchen drauf, da ist er runtergefallen. Wir haben den Kuchen zusammengerafft und auf Teller getan und gegessen. Und trotzdem hat er uns gut geschmeckt. Der Mann machte sich weiter auf die Suche, da traf er unseren Vater in Prag und so konnten sie sich gegenseitig helfen. Sie haben sich umarmt, so glücklich waren sie. Als der Vater zu uns kam, haben wir uns so gefreut. Endlich war wieder ein Erwachsener bei uns.

Er sagte: „Im Sudetengau ist es brenzlich, wir müssen weg.“ Alle Männer sollten rauskommen, es hieß, sie sollten erschossen werden. Wir konnten von Tschechien nicht nach Bayern, weil die Grenze zu war. Deshalb haben wir uns im Wald versteckt, vierzehn Tage bei Wind und Wetter. Wir schliefen im Wagen und unterm Wagen, hatten meist nichts zu essen und trinken. Jeder von uns hat gesorgt, dass wir am Leben bleiben. Josef hat Wasser aus dem Bach geholt. Einmal haben wir Kekse von Amerikanern bekommen.

Dann konnten wir über die Grenze und waren in Regensburg. Da hieß es, wir könnten wieder nach Hause. Aber die Grenze war zu, der Vater hat gebettelt, sie mögen uns heimlassen. Sie haben uns mit Mühe und Not durchgelassen. Wir kamen ins Vogtland, aber jemand sagte uns, dass die Polen die Grenze zu Schlesien zugemacht haben. Wir konnten nicht dorthin zurück.

Ungefähr ein Jahr lebten wir bei einem Förster. Wir sind dann nach Thüringen gelaufen. Von Schlesien sind wir bis Schwarza gelaufen, immer hinter dem Wagen her, viele Hundert Kilometer. Vorgespannt waren zwei Schimmel. Vater musste um Futter betteln. Ich staune immer noch, dass diese beiden Pferde das all die Jahre mitgemacht haben. Der Wagen war fünf Meter lang, mit Plane, darunter Kleidung, Federbetten, das Notwendigste.

In Schwarza waren wir bei einem Pfarrer, da hatten wir zum ersten Mal ein Bett, aber passten nur vier rein, die anderen haben auf der Erde geschlafen. Dann waren wir in Rudolstadt und anschließend in Altremdal, drei Jahre bis 1949. Dort haben wir die Mama gesucht und gefunden durch das Rote Kreuz und auch meinen großen Bruder Oskar. Dann fand uns auch der Großvater. Er sagte: „Ich muss euch eine traurige Nachricht bringen. Ich hab die Lenchen in der Küche gesehen, verblutet.“

Er sagte, die Polen haben sie ermordert. Er hat sie heimlich in der Scheune begraben, damit die Polen nicht sehen,

wo sie liegt, sonst hätten sie den Großvater auch umgebracht. So wie die Nachbarn. Die Großmutter hat er verloren, sie war erfroren und er musste sie einbetten im weißen Schnee.

Mama lag in Landshut in Bayern im Sterbebett. Wir waren in Thüringen, es war 1951, sie war genau sechsundvierzig. Ihr Geburtstag und Hochzeitstag fielen auf ihren Sterbetag. Es war 1951. Uns wurde nicht erlaubt, über die Grenze zur Mutter zu fahren. Vater hat es immer wieder schwarz versucht. Sie hat zwölf Kinder geboren, nur eines konnte bei der Beerdigung dabei sein. Wir durften zur Zeit des Begräbnisses eine Andacht in der Kirche halten.

Der Vater wollte wieder eine Landwirtschaft haben und ist erst mal Lohnfahren gefahren mit einem Bruder. In der Zeit mussten wir auch betteln gehen. Ich bin in die Furche gegangen. Die Bauern hatten Kartoffeln gelegt, ich hab sie rausgeholt, damit wir was zu essen haben. Vor Hunger haben wir sie mit Schale gegessen. Ich hab beim Bauern gearbeitet, damit wir ein bisschen Milch hatten, da hat der Bauer manchmal Wasser reingegossen.

Unseren Wagen mit den Kleidersäcken hatten wir bei einem Bauern abgestellt. Zu Ostern sind wir mit weißen Kleidern zur Kommunion gegangen. Wir haben die Schuhe gesucht. Am nächsten Tag sahen wir, dass die Tochter des Bauern unsere Schuhe trug. Und wir standen da. Mit den alten Latschen mussten wir zur Kommunion.

Später sind wir nach Sachsen gelaufen. Dort hat mein Vater eine Neubauernstelle gefunden. Der alte Bauer wollte nicht mehr. Dann hatten wir ein Bett zum Schlafen, haben Brot und Kuchen gebacken.

Ich war ja die Älteste. Ich hab mit dem Vater die Landwirtschaft geführt. Meine Kinder sind dann größer und größer geworden und ausgeflogen. Manche sind schwarz über die Grenze zu einem Bruder und einer Schwester.

2022 führte das Netzwerk für Demokratische Kultur e.V. im Rahmen eines Projektes zur Stärkung von weiblichen Sichtweisen und Positionen in der Gesellschaft eine Schreibwerkstatt unter dem Titel „Heldinnen wie wir“ durch. Hieran nahmen vier verschiedene Frauengruppen und insgesamt 15 Frauen teil. Die verschiedenen Texte, die entstanden sind, wurden in einem Buch zusammengefasst. Die Idee ist, weitere Schreibwerkstätten durchzuführen und Lesungen öffentlich oder an Schulen durchzuführen. Bei Interesse melden Sie sich gerne bei frauke.sehrt@ndk-wurzen.de



■ von Ines Budnik in Erinnerung an ihren Vater

Mein Vater der Flüchtling

Mein Vater Georg Budnik (1927–2016) wurde in Gleiwitz geboren, damals einer Grenzstadt zu Polen. Heute heißt die Stadt Gliwice und gehört zu Polen. Die Grenzverschiebung erfolgte als Ergebnis des Zweiten Weltkrieges.

Aufgewachsen als zweiter von vier Söhnen eines Bergarbeiters erlebte er tiefe Armut. Sein Vater starb an den Folgen einer Lungenerkrankung wie viele Schachtarbeiter. Georg war wissbegierig und wollte unbedingt Lehrer werden. Doch von der Lehrerbildungsanstalt wurde er noch in den letzten Kriegswochen eingezogen und als Kanonenfutter ausgebildet. Sein ältester Bruder überlebte diesen Krieg nicht. Nach Kriegsende fand er seine Mutter und seine Brüder in Machern wieder. Die Mutter, gebrochen von Flucht und Verlust der nächsten Angehörigen, war froh, dass Georg sie gefunden hatte, und brauchte seine Fürsorge. Die Sorge um Mutter und Brüder bestimmten sein Leben. Da er bereits für kurze Zeit an einer Lehrerbildungsanstalt gelernt hatte, wurde er sofort als Neulehrer an der Macherner Schule angenommen, wo er dann auch seine zukünftige Frau Helga traf.

So viel wussten wir Kinder von Georgs Fluchterfahrung. Für ihn war es immer ein Resultat des deutschen Angriffskrieges, niemals wäre es ihm in den Sinn gekommen, sich in einer Landsmannschaft zu organisieren. Er wollte vor Ort, im Kreis Wurzen, ein friedliches Deutschland aufbauen. Nie wieder Krieg, das prägte sein gesamtes weiteres Leben. Mit der Gründung der Familie, mit seinem Engagement vor Ort, mit seinem Aufbauwerk – z.B. beim Bau der Schule Burkartshain – wurde das Gebiet um Wurzen seine Heimat. Natürlich hatte er gegenüber heutigen Flüchtlingen noch einen gravierenden Vorteil: Die Sprache blieb die gleiche. Und er sah die Ursachen für den Abtritt der Gebiete an Polen im von Deutschland begonnenen Krieg.



Georg Budnik (1927–2016)



Wir Kinder hörten nie eine leidvolle Fluchtgeschichte. Mag sein, dass er wie viele Männer seiner Generation die persönlichen Kriegs- und Fluchterfahrungen sehr tief verschlossen hielt. Über seine persönlichen Erlebnisse erzählte er kaum. Doch aus seiner Kindheit im Hinterhaus in der Bitterstraße von Gleiwitz oder von seiner Schule berichtete er uns schon, häufig mit dem ihm ganz eigenen Schalk in den Augen. Auch vom schweren Leben der Bergarbeiter hörten wir, dass seine Mutter oft am Zahntag am Schachttor stand, um das Geld für den Haushalt abzuholen.

Und er berichtete uns von der Lüge vom Überfall auf den Sender Gleiwitz. Er war 15 Jahre alt, als dieser Vorwand für den Kriegsbeginn geschaffen wurde. Davon erzählte er so plastisch, dass wir uns fühlten, als wären wir dabei gewesen.

Lange wollte er nicht in seine ehemalige Heimat fahren. Es musste viel Zeit vergehen. Als der zeitliche und emotionale Abstand groß genug war, fuhr er zunächst nur mit seiner Frau, später dann mit all seinen Kindern und Enkeln nach Gliwice. Wir hatten uns in einem schönen Waldhotel eingemietet, ca. fünf km vom Stadtzentrum entfernt. Er zeigte uns den Standort seiner früheren Wohnung, den ehemaligen Schacht, die Schule und natürlich den Sender. Es war für uns persönlich erlebte Geschichte. Wir kamen mit Einwohnern ins Gespräch, die sich freuten, dass wir uns interessierten, dass wir aber nie irgendwelche revanchistische Gedanken hatten. In einem unserer Gespräche überlegten wir, was Heimat sei. Wir kamen auf den Konsens, dass Heimat dort sei, wo man sich einbringt, wo man mitgestaltet. Und das war für Georg Budnik eindeutig der Kreis Wurzeln.

Ein Gedicht entstand als Ergebnis unserer Reise:

Am Sender in Gliwice

Meinen Enkeln wollt ich nicht verschweigen
was mich – als Kind – einst hat zutiefst bewegt.
Ich musste ihnen jenen Sender zeigen,
der damals hat die halbe Welt erregt.

Nun standen wir an dieser Stelle.
Erzählend machte ihnen ich bewusst:
Der Sender ward missbraucht als Unheilquelle
neununddreißig im August.

In des Monats letzten Tagen
war die Stadt 'nem Truppenschauplatz gleich.
„Woher kommt ihr?“, hörte man oft fragen.
„Von da, von dort, aus dem Großen Deutschen Reich.“

Und direkt am Monatsende
gingen ostwärts weit und breit
in Stellung schnelle Kampfverbände
und war'n zum Sturmangriff sofort bereit.

So etwa um die Mittagsstunden
war die Grenze zugeriegelt,
der Sender rundum abgebunden
im wahrsten Sinne eingegelt.

Immer noch marschierten Regimenter
durch die Stadt zur Grenze hin –
nahe dem Flugplatz, nahe dem Sender –
und jeder ahnte schon den Kriegsbeginn.

Plötzlich schrillten aus dem Radio
Musik, Schüsse, Kriegsgeschrei,
dazwischen eine kurze Meldung
dass Gleiwitz in der Hand der Polen sei.

Dann in den Nachrichten um zwanzig Uhr
hört allerorts man diese Kunde schallen;
die Polen hätten – aber wie denn nur??? –
den Sender Gleiwitz überfallen.

Nachdem der Anlass inszeniert
wurde am frühen Morgen darauf
als „Vergeltung“ nach Polen marschiert.
Der Völkermord nahm seinen Lauf.

Als den Bericht ich abgeschlossen,
schauten mich die Enkel fragend an.
Einer blickte ganz verdrossen
und sagte dann:

„So wird es heute noch gemacht.
Da wird ein neuer Krieg entfacht,
immer sind die andern schuld –
und das Volk trägt's mit Geduld!“



■ von Angelika Keim in Erinnerung an ihren Mann Bodo

Sie haben uns alles genommen – mehr als einmal – und dann sind wir gegangen

Zuhause ist kein Ort, sondern ein Gefühl.

Irgendwann war das Maß voll und wir konnten nicht mehr dort leben, wo wir aufgewachsen, wo unsere Familie, unsere Freunde waren, wir unsere Arbeit hatten, Wurzeln und Leipzig.

Durch Bodos Engagement in der Friedensbewegung und im Jazzclub Wurzeln waren wir ins Visier der Staatssicherheit geraten. Das hatte fatale Folgen für unser gesamtes Leben.

Mein kleiner Sohn wurde mir „weggenommen“ und fast ein Jahr in der Psychiatrie „behandelt“. Ich lebte in der ständigen Angst, dass das jeder Zeit erneut geschehen könnte. Es folgten ständige Verhaftungen und schließlich der Entzug des Personalausweises, sodass unsere Bewegungsfreiheit im Land stark eingeschränkt war. Ab diesem Zeitpunkt beschlossen wir, einen Ausreiseantrag zu stellen, dem nach ca. zweieinhalb Jahren und weiteren unbeschreiblichen Repressalien stattgegeben wurde.

Den Tag der Ausreise und die kommende Zeit empfanden wir als große Erleichterung, obwohl wir unsere Familie, unser Haus und viele Freunde zurücklassen mussten.

Rückblickend bin ich meinen Eltern unendlich dankbar. Zu keiner Zeit haben sie versucht, uns zurückzuhalten, im Gegenteil, sie bestärkten uns darin, obwohl auch mein Bruder wegen eines Fluchtversuchs aus der DDR, direkt aus dem Gefängnis, in dem er zwei Jahre saß, in den Westen abgeschoben wurde. Seine Frau und seine Kinder durften kurz darauf auch das Land verlassen. Wir gingen drei Wochen später. Meine Eltern blieben allein zurück. Erst nach dem Verbot, zur Beerdigung der Großmutter zu reisen, entschieden auch sie sich, das Land zu verlassen.

Am Anfang fanden wir Unterschlupf bei meiner Großmutter in einem kleinen Kellerzimmer und fühlten uns



Bodo Keim (Foto: privat)

sicher und geborgen. Nach einiger Zeit erschienen allerdings zwei Herren in Jeans und Studentenkutte bei uns, um uns zur „Mitarbeit“ zu bewegen. Sie kamen zum Glück nicht wieder.

Es war für uns ein unglaublich befreiendes Gefühl, auf der Straße zu laufen und nicht von einem personalisierten Schatten verfolgt zu werden. Wir glaubten, nun beginnt das Leben endlich richtig, zumal uns 1990 noch ein wundervoller Sohn geschenkt worden war.

Doch dann wurden die Stasi-Akten geöffnet. 3000 Seiten mussten gelesen werden. 3000 Seiten an Informationen über uns, unsere Familie. 3000 Seiten, die unser Leben noch mal veränderten, leider nicht zum Guten.

Bodo musste feststellen, dass er Freunde von uns falsch unter Verdacht gehabt hatte, für diese 3000 Seiten verantwortlich zu sein.



Als Bodo Michael zur Rede stellte, war er es, der ihm mitteilte, dass es Bodos Bruder gewesen war, der sämtliche Informationen an die Stasi weitergegeben hatte, und nicht er.

Von diesem Treffen kam Bodo vollkommen verändert, ja, ich kann sagen gebrochen, zurück. Er konnte es einfach nicht verstehen. Wir hatten alles zurückgelassen, unsere Freunde, Familie, die Arbeit, weil uns die Stasi verfolgt hat, bedrängt und schikaniert. Für dies alles sollte vor allem Bodos Bruder verantwortlich sein?

Anfänglich suchte er verzweifelt das Gespräch mit seinem Bruder und der Familie, aber vergebens. Die Fronten verhärteten sich immer mehr.

Noch mehr beschäftigten Bodo aber der falsche Verdacht, mit dem er so lange gelebt hatte, und das Unrecht, welches er selbst damit anderen Menschen angetan hatte. Er wollte es wiedergutmachen und sann nach einer Möglichkeit. So kam es, dass er Strafanzeige stellte gegen seinen Bruder. Daraufhin wandte sich seine Familie vollkommen von ihm ab. Sie machten ihm Vorwürfe und zeigten keinerlei Unrechtsbewusstsein. Das war für Bodo ein weiterer Schmerz.

Plötzlich und unerwartet verstarb Bodo am 5. Oktober 1995 an einem vermeintlichen Aneurysma. Diese Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer.

Zwei Tage später erreichte mich ein Anruf der Kripo, es lägen drei Anzeigen wohl aus dem Freundeskreis vor, dass hier ein Tötungsdelikt wahrscheinlich sein könnte und ob ich einer zusätzlichen Obduktion zustimmen würde, allerdings müsse dann die Beerdigung auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Selbst bei der Trauerfeier bat mich ein befreundeter Pfarrer, der ebenfalls von meinem Schwager bespitzelt worden war, doch einer Obduktion zuzustimmen.

Heute würde ich mich anders entscheiden, damals war ich zu keinerlei rationalem Gedanken fähig und wollte nur die Beerdigung so schnell wie möglich hinter mich bringen. Eventuell war es ein Fehler. Was auch immer auf dem Totenschein steht, letztendlich hat ihn vor allem der Verrat seines Bruders und die Scham gegenüber seinem Freundeskreis und uns umgebracht.

Nach seinem Tod entschloss ich mich, den Prozess im Sinne Bodos fortzuführen. Zur Familie meines Mannes haben wir deshalb keinerlei Kontakt mehr. Bodos Vater

drohte mir an die Gurgel zu gehen, sollten wir uns noch einmal begegnen.

Es wurde ein zwölf Jahre langer, nervenaufreibender Kampf mit einer Vielzahl an Gerichtsverhandlungen, durch verschiedene Instanzen, welcher unerwartet mit einem Vergleich endete. Die Richterin legte mir nahe, auf diesen einzugehen mit den Worten: „Nicht immer erhält man Recht, selbst wenn man recht hat.“ Also stimmte ich dem Vergleich zu.

Selbst am Schluss noch zeigte mein Schwager seine charakterlich hässliche Fratze, in dem er forderte, dass ich in der Öffentlichkeit seinen vollständigen Namen nicht in Verbindung mit der Staatssicherheit erwähnen dürfte.

Vom „Bruder meines Mannes Bodo“ darf ich allerdings weiterhin reden, schreiben, berichten. Und das werde ich tun, immer und immer wieder, das bin ich Bodo schuldig.

Er fehlt uns.



■ von *Melanie Kassel*

So kam ich nach Wurzen und ich sah vieles

Eigentlich war der Grund, nach Wurzen zu kommen, ein Zufall. Ich war auf Wohnungssuche und bekam hier eine schöne sowie eine passende Stelle als Pädagogin in einer Einrichtung.

Ich brauchte ein paar Wochen, um mich hier zurechtzufinden, doch der Tag kam, an dem mir das Umfeld nicht mehr fremd war.

Ich erinnere mich noch an den Tag, als ich mit meinem Fahrrad durch die Wenceslaigasse fuhr und von dem Kulturcafé überrascht wurde. Auch da, wie der Zufall es wollte, dachte ich Tage zuvor, dass es hier in Wurzen an Cafés fehlt, wo man entspannen kann, draußen sitzen, auch am Wochenende und das zu einer längeren Öffnungszeit. Daher freute ich mich über die Entdeckung des Kulturcafés.

Ich ging rein, schaute mich um, trank einen Kaffee und kam mit den lieben Menschen ins Gespräch, in dem es auch um eine Ausstellung meiner Werke im Café ging.

Wegen meiner Arbeitszeiten in der Einrichtung, in der ich tätig war, schaffte ich es leider nicht immer, zum Café zu kommen, aber wenn ich dort war, habe ich es genossen. Ich genoss es, mit meinem Kaffee in der Hand draußen zu sitzen, Musik im Hintergrund zu hören und dabei abzuschalten, gemeinsam mit den Menschen aus Wurzen und der Umgebung, die auch am Café saßen.

Das Café gab es leider nur auf Zeit, aber es gab eine zweite Runde und eine dritte an einer Grundschule in Wurzen, was ich auch sehr schön fand. Die Kinder kamen zusammen außerhalb des Unterrichtes, machten Kunst, es gab Puppenspiele und vieles mehr.

Was mir bei dem Ganzen auffiel, war, dass es viel zu wenig für Teenager hier gibt, das Krümelkino reicht nicht.

Die Schwimmhalle hat kein Nichtschwimmerbecken, wieso, frage ich mich? Ein tiefes und eins ab Babyalter bis ...!

Die Kinder können sich so sehr schlecht weiterentwickeln und entfalten. Ich habe viel beobachtet, gerade bei den Festlichkeiten am Bürgermeister-Schmidt-Platz.



(Foto: Melanie Kassel)

Die Bürger waren keine Gemeinschaft, sondern Gruppen. Familien, wo die Kleinen auf dem Kinderkarussell waren, Jugendliche ohne Familie mit Energygetränken, warum? Eine These von mir ist, dass es die Gleichgültigkeit unter den Menschen ist, die Menschen lachen wenig.

Die Einrichtung, wo ich gearbeitet habe, spiegelt das Leben hier in Wurzen wider. Es schläft alles, es ist schade. Das muss nicht sein. Ich denke, wenn gerade die Kinder, auch die älteren, mehr Angebote hätten, würden die an Silvester nicht gedankenlos versuchen, an der Clara-Zetkin-Haltestelle herumzuböllern (am helllichten Tag). Die Menschen hatten Angst, trauten sich aber nicht, die Polizei zu rufen, dem Busfahrer war es egal. Letztendlich rief ich die Polizei an und sprach mit den Kindern, und wieder Gleichgültigkeit. Das muss sich dringend ändern.



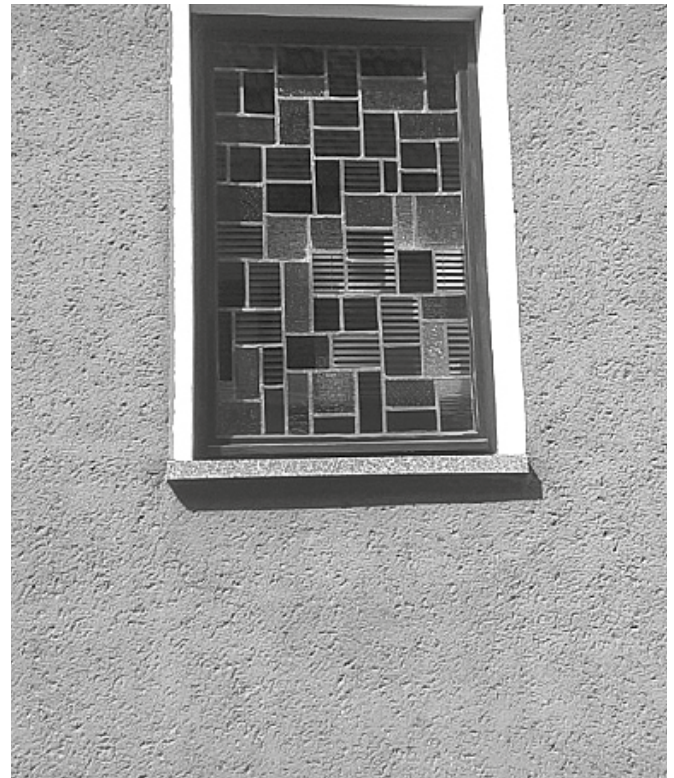
Ein paar Ideen von mir:

- Schwimmhalle mit Nichtschwimmerbecken
- Kino nicht nur sonntags und anspruchsvollere Filme
- Ein Jugendtreff mit Aufsicht
- Fahrkarten in die Stadt unabhängig vom Deutschlandticket sind viel zu teuer.
- Kletterhalle
- Cafés, wo Leben stattfindet

Es muss sich was entwickeln. Es könnte ein neuer Aldi gebaut werden, wieso müssen denn dann die Kinder (Jugendlichen) zurückstecken? Das Geld scheint da zu sein.

Ich werde aus Wurzen wegziehen und gehe nach Leipzig aus beruflichen Gründen, doch da ich mich trotzdem hier wohlfühle, werde ich öfters herkommen, gerade wegen des Netzwerkes (NDK) und der Kunst und den Menschen, die ich hier kennenlernte.

Danke



(Foto: Melanie Kassel)

■ von Franziska W./Interview mit Fatima

„Ich wusste oft nicht mal, in welchem Land wir waren“ – Die Geschichte einer Reise

Im Interview mit Franziska W. erzählt Fatima aus dem Iran von ihrem Herkunftsland und ihrem Weg nach Wurzen.

Du kommst aus dem Iran. Wie kommt es, dass du jetzt in Wurzen lebst?

Fatima: Im Iran gibt es strenge Regeln. Ich musste zum Beispiel ein Kopftuch tragen, und auch einen Tschador. Das ist ein sehr großes schwarzes Tuch bis zum Fußknöchel. Ähnlich wie eine Burka, aber eine Burka kann zum Beispiel hellblau sein. Ein Tschador ist immer schwarz. Aber man sieht das Gesicht.

Müssen das alle Frauen im Iran tragen?

Keinen Tschador, aber ein Kopftuch. Und in den letzten Monaten hat sich da ja auch viel verändert. In der Stadt

Ghom, wo ich aufgewachsen bin, war es damals üblich, dass Frauen einen Tschador tragen. In anderen Städten war das ganz anders. Aber Ghom ist das Zentrum des Schiismus. Etwa so wie Rom das Zentrum der katholischen Kirche ist. Ich wollte keinen Tschador tragen. Deswegen hatte ich ein Kopftuch und einen langen Mantel, der bis zum Knie ging, über einer Hose. Erst mit so zwölf oder dreizehn Jahren musste ich dann einen Tschador tragen. Ich habe das nicht gehasst. Wenn man das von Kindheit an trägt, gewöhnt man sich daran. Aber es hat nicht meinen Überzeugungen entsprochen.

Aber das alleine war doch sicher kein Grund, den Iran zu verlassen?

Geschlechtergerechtigkeit war immer ein Thema für mich. Oft haben Jungen und Männer im Iran mehr Freiheiten als Frauen und Mädchen. Die iranische Gesell-



schaft ist in vieler Hinsicht konservativ. Paare, die sich vor der Hochzeit kennenlernen wollen, müssen das heimlich machen. Damals vor acht Jahren war das noch strenger als heute. Die Eltern junger Frauen haben da sehr viel Angst, dass das Paar gesehen wird. Wenn die Leute anfangen zu reden, bekommt die Familie einen schlechten Ruf.

Gibt es da nicht auch so religiöse Sittenwächter?

Seit ein paar Monaten gibt es diese Moralpolizei nicht mehr. Aber damals gab es das. Sie wollten den Menschen vor allem Angst machen und Kontrolle ausüben. Auch Männer durften sich nicht zu freizügig kleiden. Ich musste dort als Jugendliche auch ein- oder zweimal hin. Ich habe zwar einen Tschador getragen, aber auch ein bisschen Schminke. Das hat in Ghom als Grund gereicht. In anderen Städten wie zum Beispiel in Schiras oder in Teheran war das ganz anders. Dort konnte man auch damals schon Frauen ohne Kopftuch oder mit weniger bedeckenden Kopftüchern auf der Straße sehen. Eigentlich sind auch Beziehungen außerhalb der Ehe verboten. Trotzdem haben viele Leute Beziehungen, auch in Ghom. Meistens eher im Geheimen. Aber ich glaube, in Teheran war das auch öffentlich möglich.

Wie hast du entschieden, nach Deutschland zu gehen?

Ich wollte nur aus dem Iran weggehen. Ich hatte gar kein Ziel. Bis in die Türkei bin ich mit einem Schlepper im Auto gefahren. Wir sollten unsere Pässe zu Hause lassen und nachts mussten wir ein großes Stück laufen. Ich hatte nicht viel dabei, weil ich schon wusste, dass wir irgendwann alles wegschmeißen sollten.

Und wie seid ihr dann von der Türkei aus weitergekommen?

Wir haben dort ein paar Tage gewartet. Uns wurde dann gesagt, dass wir ein Stück mit einem kleinen Motorboot über die Grenze nach Griechenland fahren sollen. Wir haben ein paar Tage warten müssen, bis das Meer ganz ruhig war. Mit so einem kleinen Boot hätte es trotzdem gefährlich sein können, aber ich habe dem Bootsführer vertraut. Er hatte da schon zwei Jahre Erfahrung.

Wie hast du dich unterwegs verständigt?

Wir haben Englisch geredet. Und ab Griechenland waren auf der ganzen Strecke Leute von den UN. Die haben uns viele Informationen gegeben, auch zur Weiterreise.

Es gab Leute aus Afghanistan und anderen Ländern, die dort als Übersetzer arbeiteten. Das war 2015. Da war das alles viel einfacher. In der Türkei wurden wir zum Beispiel gar nicht kontrolliert. Es waren so viele Menschen unterwegs.

Hattest du Geld dabei, zum Beispiel um ein Hotelzimmer zu mieten? Oder wo habt ihr geschlafen?

Das hat der Schlepper mit meinem Geld organisiert. Alles bis Griechenland. Ab da brauchte ich eigenes Geld. Vor allem für die Bustickets. Zur Sicherheit haben viele Leute ihr Geld im Iran hinterlegt, bis sie in Griechenland waren. Das lief dann auch über die Schlepper, die das organisiert haben.

Wusstest du da schon, dass du nach Deutschland willst?

Nein. Tatsächlich habe ich überlegt, in Griechenland zu bleiben. Ich war erschöpft. Und unsere Schlepper waren sehr nett. Sie haben gesagt, wir könnten auch dort bleiben. Das sei auch sehr schön. Aber ein Freund, mit dem ich unterwegs war, wollte das nicht.

Und wie habt ihr euch dann für Deutschland entschieden?

An der Grenze in Griechenland standen schon die Polizei und die Leute von den UN. Die haben uns gesagt: „Kaufen Sie sich ein Ticket bis Mazedonien, und dann weiter nach Kroatien und dann nach Österreich.“ Also ein Bus- oder Zugticket. Wir haben von der Polizei auch eine vorübergehende Aufenthaltserlaubnis für ein oder zwei Tage bekommen. Ab Griechenland waren wir quasi nicht mehr illegal.

Seid ihr immer weitergefahren oder gab es unterwegs Stopps?

Wir waren zwei Tage in Istanbul. Und fast eine Woche auf der türkischen Halbinsel Bodrum. Dort ist es sehr touristisch und alle dachten, wir wären auch Touristen. Ich war immer gut gekleidet, weil wir vor der Reise neue und vor allem auch warme Kleidung gekauft hatten. Es war Herbst und wir wussten, es würde kalt werden. Als wir im Hotel in Bodrum waren, wusste ich, dass wir auf einer sehr schönen Insel sind. Ich wollte immer nach draußen gehen, zum Spazieren und um die Stadt zu sehen. Andere Flüchtlinge haben nicht verstanden, dass ich keine Angst habe. Sie haben sich vor der Polizei ver-



steckt. Aber ich habe gedacht, dass es gar nicht schlimm ist, wenn die Polizei uns sieht. Sie würde uns für Touristen halten und nichts würde passieren.

Aber Touristen ohne Ausweis?

Ja, aber das war kein Problem. Damals hat uns die Türkei die Durchreise erlaubt. Wie ich gehört habe, wollte die Türkei die EU unter Druck setzen, um ihren Beitritt zu erwirken. Einmal waren wir am Strand und haben auf ein Boot gewartet. Da kam die Polizei. Wir wurden in einen Minibus gesetzt und in der Stadt wieder rausgelassen. Und sie haben uns neue Sachen gegeben. Kleidung und Pflegeprodukte.

Durch welche Länder seid ihr gereist?

Wir sind unter anderem durch die Türkei, Griechenland, Mazedonien, Kroatien und Österreich gekommen. Ich wusste oft nicht mal, in welchem Land wir waren. Ab Mazedonien war das nicht mehr meine Entscheidung. Es war alles geplant und uns wurde gesagt, welchen Zug oder Bus wir nehmen sollen. Und überall gab es Camps. Das war natürlich nicht Schickimicki. Wir saßen in Fluren. In den Camps gab es Schlafsäcke. Wie diese aussahen, war sehr unterschiedlich. Manchmal waren es große Gebäude, aber auch Metallcontainer oder große Zelte. Es waren sehr viele Stopps.

In diesen Camps war es bestimmt sehr laut und sehr anstrengend?

Ja, es war nicht schön. Deshalb bin ich lieber draußen spazieren gegangen. In den Camps waren sehr viele Menschen aus verschiedenen Ländern. Und viele allein-stehende Männer, die mit mir flirten wollten. Das war ein großes Problem.

Und wahrscheinlich gab es viel mehr Männer als Frauen?

Ja. Und fast alle Frauen wollten sich verstecken. Andere iranische Frauen haben mich gewarnt: „Pass auf, schmink dich nicht und zieh dich nicht zu schick an. Es gibt viele Männer aus anderen Ländern. Und wenn du mit solchen Leuten redest, dann sehen unsere Männer das. Und dann gibt es einen großen Streit zwischen den Männern.“

Aber ich fand, dass es meine Entscheidung ist, mit wem ich rede. Ich wollte mit Menschen aus anderen Ländern

reden. Ich war neugierig auf ihre Kultur und ihre Erfahrungen. Und wir mussten viel warten. Es war sehr langweilig.

Wenn du an diese Reise denkst, ist das eine schlimme Erinnerung oder gab es auch schöne Momente unterwegs?

Es ist gemischt. Es war schön, viele Länder zu sehen. Aber es war natürlich auch eine stressvolle Zeit. Eigentlich habe ich gar nicht an die Zukunft gedacht. Vielleicht konnte ich mir das gar nicht vorstellen. Dadurch war ich sehr im Moment.

Habt ihr entschieden, nach Deutschland zu gehen, oder war das eine Entscheidung der UN?

Der UN. Als wir in Deutschland waren, hat uns die Polizei gesagt, wir müssten hierbleiben. Wir dürften nicht mehr weiterreisen. Und ich war auch sehr müde vom Reisen. Ich wollte nur noch irgendwo bleiben. Deswegen hat das für mich gepasst. Es gab trotzdem Leute, die dann weitergefahren sind. Zum Beispiel eine Freundin und ihr Mann, die wollten nicht in Deutschland bleiben. Also sind sie Richtung Hamburg weitergereist. Aber dann waren sie wieder bei uns.

Und dann bist du nach Deutschland gekommen. Wie war das für dich?

Es war November und sehr kalt. Es hat jeden Tag geschneit. Wir waren erst mal in einem Flüchtlingscamp in Leipzig, irgendwo bei Grünau. Aber das war nur für ein paar Tage. Danach kamen wir in ein Flüchtlingsheim in der Nähe von Markkleeberg. Es sah aus wie eine sehr große Schule. Dort waren wir vielleicht eine Woche. Ich weiß es nicht mehr genau. Da waren dann immer neue Leute. Aber manche habe ich auch wiedergetroffen. Und dann ging es wieder weiter in das nächste Flüchtlingsheim in Elbisbach. Das ist ein sehr kleines Dorf in der Nähe von Geithain.

Wie haben die Leute aus dem Dorf auf euch reagiert?

Dort sieht man keine Leute. Das war wie in einem verlassenem Dorf. Dort waren wir dann fast einen Monat lang. Danach habe ich eine Wohnung in Grimma bekommen. Normalerweise ging das nicht so schnell. Aber ich war zu der Zeit krank und mehrere Tage im Krankenhaus. Deswegen habe ich dann so schnell eine ganz kleine Wohnung bekommen. Dort habe ich ein Jahr lang gewohnt.



Und dann hast du auch aufgehört, das Kopftuch zu tragen?

Erst in Wurzen habe ich das Kopftuch abgelegt. Das ging nicht von einem Tag auf den anderen. Es ist ja nicht nur das Kopftuch, sondern auch die Frage, wie lang zum Beispiel ein Mantel ist oder die Ärmel eines Oberteils. Es gibt auch Leute, die schick gekleidet sind und das mit einem Kopftuch kombinieren. Das finde ich schön. Aber wenn es ein Muss ist, finde ich das nicht schön. Ich glaube, viele Muslima in Deutschland entscheiden selbst, ob sie ein Kopftuch tragen möchten.

Denkst du nicht, dass es Frauen gibt, denen der Mann das vorschreibt?

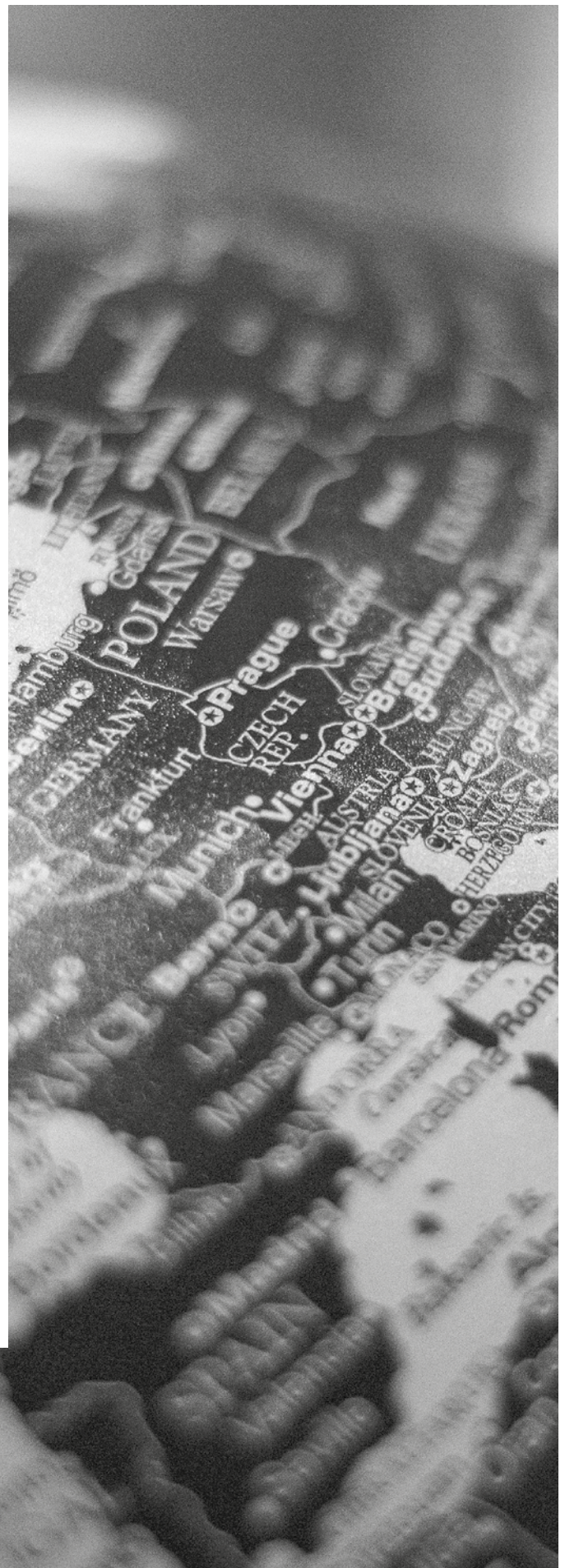
Das gibt es. Aber in Deutschland ist das trotzdem kein Muss. Es erfordert nur den Mut zu sagen: „Ich entscheide für mich selbst! Nicht du!“

Warum hast du dich entschieden, nach Wurzen umzuziehen?

Eine gute Freundin, die ich auf der Flucht kennengelernt habe, lebte damals hier. Sie hat gesagt, dass Wurzen eine ruhige Stadt ist, in der es weniger andere Geflüchtete gibt. Ich wollte sie gerne öfter sehen.

Gibt es noch etwas, was du ergänzen möchtest?

Es gibt große Unterschiede zwischen den Kulturen. Ich habe den Eindruck, dass viele Deutsche schlecht über den Iran denken. Viele haben ein oberflächliches Bild, das Bild von einer rückständigen Kultur. Und manche Kritik ist auch berechtigt. Aber nicht immer. Ich mag meine Kultur. Es war zum Beispiel sehr schön, in einer großen Familie aufzuwachsen und viele Geschwister zu haben. So etwas sieht man in Deutschland kaum. Als Kind habe ich gelernt, dass die Familie die oberste Priorität hat. Wir würden zum Beispiel unsere Eltern nie in ein Pflegeheim geben. Mindestens ein Kind übernimmt immer die Pflege. Im Iran sagt man, wer in der Familie gut zurechtkommt, kommt auch draußen gut zurecht.



(Foto: Krzysztof Hepner
www.unsplash.com)



■ von Martina Glass

Einfach nichts los auf dem Land?

Vor Kurzem stieß ich bei meinen Recherchen zum Thema Abwanderung junger Menschen aus dem ländlichen Raum auf eine Studie des Deutschen Jugendinstitutes (DJI). Die Studie war schon etwas älter, genauer gesagt von 2016, und dennoch spiegelten die Ergebnisse genau meine Erfahrungen mit dem Thema heute wider. Die Studie war breit angelegt und bezog sich auf mehrere Landkreise in Deutschland mit eher strukturschwachen Merkmalen. Deutlich zeigte sich eine Abwanderung von 18- bis 24-Jährigen, die wie zu erwarten für eine weitere Ausbildung oder auch für einen Arbeitsplatz ihren ländlichen Wohnort verlassen. Hierdurch entsteht dort nicht nur eine Lücke in dieser Altersgruppe, sondern auch darüber hinaus bis zu den 25- bis 30-Jährigen, von denen in Wurzten noch weniger zu finden sind. Im Gegensatz dazu steigen die Zahlen in den folgenden Altersgruppen deutlich an (siehe hierzu www.statistik.sachsen.de/html/bevoelkerungsstand-einwohner.html).

Es ist nichts gegen das Älterwerden zu sagen und auch nichts gegen ältere Menschen. Sie sind Menschen mit viel Erfahrung und Wissen, das wertvoll ist für einen Ort

oder auch eine Region. Problematisch ist eher das extreme Ungleichgewicht zwischen den Altersgruppen. Aufgrund der zu kleinen Lobby junger Menschen werden sie weniger wahrgenommen und weniger gehört in ihren Bedürfnissen, und das führt dazu, dass der ländliche Raum für junge Menschen eher unattraktiv ist.

In der erwähnten Studie des DJI haben die Jugendlichen selbst für sie wichtige Indikatoren formuliert, um ein Leben auf dem Land ansprechend zu finden, wie beispielsweise Angebote der Jugendarbeit, Mobilität, digitale Erreichbarkeit, Beschäftigungsperspektiven, aber auch politische Mitsprache. Dies sind sogenannte „Haltefaktoren“ für junge Menschen. Den mit Abstand stärksten Einfluss auf die Entscheidung, zu gehen oder zu bleiben, hat laut der Studie die Beschäftigungsperspektive sowie weiterführende Ausbildungsmöglichkeiten. Allerdings sind auch Mobilität und digitale Erreichbarkeit von hoher Relevanz.

Mit Blick auf Wurzten oder auch den Landkreis Leipzig lässt sich da einiges wiedererkennen, und diese Aspek-



Busbahnhof Wurzen



te sind sicher keine Neuigkeit. Dennoch ist in der Rückschau auf die letzten Jahre eher ein Abbau bei der für junge Menschen wichtigen Infrastruktur zu verzeichnen.

Und ich frage mich, warum ist das so? Einerseits ist so oft die Rede davon, dass die ländlichen Regionen „aussterben“, dass sie so viel an wichtigem Potenzial verlieren, wenn die jungen Menschen gehen, und trotzdem erkenne ich oft nur halbherzige Versuche, dem etwas entgegenzusetzen.

Das Landleben hat Vorteile: Die Menschen kennen sich untereinander und können gemeinsam Dinge auf die Beine stellen, sich unterstützen, die Natur ist direkt vor der Tür und es gibt eigentlich eine Menge Raum für Ideen. Aber das Landleben hat auch Enge und oft wenig Toleranz für Dinge und Entwicklungen, die das bisher Bekannte infrage stellen. Auch dies ist, laut der Studie, ein Grund für junge Menschen, den Weg in die Großstadt zu wählen.

Hinzu kommt die oft prägende Außenwahrnehmung des ländlichen Raumes als „abgehängt“ oder „zurückgeblieben“, obwohl vor allem das Vereinsangebot ei-

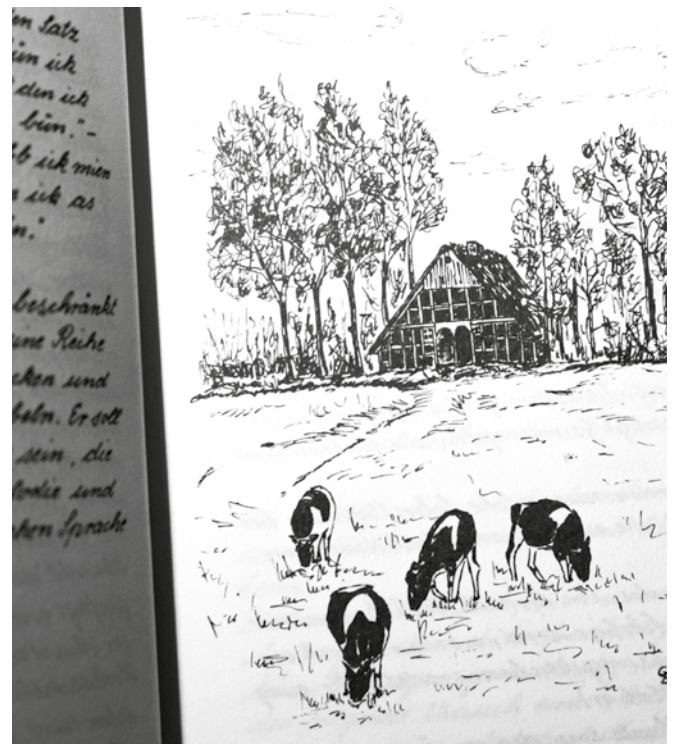
niges zu bieten hat. Doch es gibt in vielen Orten immer noch zu wenig darüber hinaus (je ländlicher, desto weniger), und vor allem fehlt es oft an einer Vielfalt der Angebote. Menschen sind verschieden und sie haben verschiedene Interessen. Das Defizit trifft vor allem junge Menschen, von denen ich oft höre, dass einfach nichts los ist. Sie finden zu wenig Angebote, die ihren Interessen entsprechen, weil sich kaum jemand dafür einsetzt. Für ihre Ideen finden sie oft nur wenig Unterstützung. Dabei sind ihre Ansprüche gar nicht so hoch, ein bisschen Internet und Raum für sich und Möglichkeiten, von einem Ort zum anderen zu kommen. Könnte eigentlich möglich sein, oder nicht?

In Wurzen gibt es seit einiger Zeit eine Fachkräfte-runde Jugend in Wurzen, die sich regelmäßig trifft, um sich auszutauschen, aber auch gemeinsam zu überlegen, wie etwas für die Jugendlichen gemacht werden kann, welche Angebote es braucht und wo Unterstützung notwendig ist. Leider merken aber auch wir, dass es viele Grenzen gibt, vor allem bezüglich der eigenen Ressourcen, und oft zu viele Herausforderungen auf einmal. Eine hohe Motivation hilft, nicht aufzugeben und dranzubleiben. Handlungsbedarf besteht.

■ von Melanie Rühmling und Marcus Beckmann

Vom Kommen, Bleiben und Gehen

Es war der 10. Januar in diesem Jahr. Ich traf meinen Freund Marcus und berichtete freudig: „Hey, ich wurde nach Wurzen eingeladen, um dort einen Vortrag zu halten zum Thema Bleiben in der Kleinstadt, im Rahmen der Feministischen Aktionstage. Kommst du mit?“ Marcus sagte ganz spontan: „Klaro, dann nehmen wir an allen Programmpunkten der Aktionstage teil und schauen uns auch die Stadt genauer an.“ Einige Tage vorher waren die Bahntickets bestellt und das Hotelzimmer gebucht. Ich bastelte bereits an dem Vortrag und Marcus fragte: „Du, was ist das eigentlich für ein Ort?“ Nach einer kurzen Recherche erläuterte ich: „Eine Kleinstadt in Sachsen, östlich von Leipzig. In Deutschland gibt es übrigens 2.126 Kleinstädte, hier leben rund 29 % aller Einwohner:innen Deutschlands. Charakteristisch ist die mittlerweile stabile wirtschaftliche und auch die gute Versorgungslage vieler Kleinstädte, es fehlen aber immer noch weiterführende Schulen, Fachärzt:innen und Pflegeeinrichtungen. Und dennoch, die Wohnzufriedenheit kleinstädtischer Bewohner:innen ist insgesamt recht hoch. Das liegt insbesondere an dem hohen Anteil



(Foto: Hauke Klensang)



an Eigentum und den kurzen Wegen in die Natur. Doch wie viele andere Kleinstädte auch wird Wurzen in Zukunft weiterhin an Einwohner:innen verlieren.“ Marcus schaute etwas enttäuscht und sagte: „Das ist schade, denn es sind doch häufig die Bewohner:innen der Kleinstädte, die aufgrund des vorhandenen kulturellen Angebots zusätzlich auch kreative und selbstgestaltete Wege gehen, um sich zu begegnen.“

Am 8. März, dem Internationalen Frauentag, war es dann so weit und wir verbrachten zwei spannende Tage voller interessanter Begegnungen und Diskussionen, kultureller Anregungen und liebenswerter Vernetzungen und fanden uns wieder zwischen Kleinstadtromantik und sanierungsbedürftigem Altbauleerstand.

Auf der Zugrückfahrt sagte Marcus gedankenverloren: „Es sollte doch ein stärkeres kommunales Interesse daran bestehen, dass die Leute in Orten wie Wurzen bleiben.“ Ich antwortete: „Jein. So einfach ist das mit dem Bleiben nicht. Da kommen viele Gründe zusammen, die dann dazu führen, dass Menschen vor Ort bleiben. Zunächst sind das all die gesammelten biografischen Erfahrungen, also was hat dich in deiner Kindheit geprägt und was davon verbindest du mit dem Ort? Hat deine Familie hier beispielsweise eine Fleischerei? Kannst du dich daran erinnern, wie wir uns gewundert haben, dass es in Wurzen so viele Fleischereien gibt? Sicher gibt es die ein oder andere Familientradition, das bindet. Aber nicht nur das, auch das soziale Netzwerk ist ausschlaggebend. Wenn eine Person bleibt, ist das keine Einzelentscheidung. Wie die kluge Frau im NDK, die davon berichtete, dass auch Lissabon als Wohnalternative infrage kommt, aber sie bleibt in Wurzen. Dazu trägt sicher auch das freundschaftliche Netzwerk bei, in dem sie sich aufhält. Oder diese laute fröhliche Feier im italienischen Restaurant am Markt? Da saßen so viele Frauen zusammen und hatten Spaß. Als ich dann zu ihnen ging und sie zum Vortrag einlud, waren sie vom Thema begeistert, aber als sie hörten, wo der stattfindet, waren sie sich einig: Nein, da gehen wir nicht hin. Das mag jetzt nicht so gut fürs D5 sein, aber ihre festen Beziehungen untereinander und die Möglichkeit, zum Frauentag ins Restaurant zu gehen, das bindet.“

Und ausschlaggebend sind auch die aktuellen Lebensbedingungen und -bedürfnisse, und hier wird's knifelig. Die sind ja sehr unterschiedlich. Eine Person, die aktuell die Schule beendet und einen adäquaten Ausbildungsplatz sucht, braucht etwas anderes als die Rentnerin, die mittlerweile auf eine Pflegestufe angewiesen ist.

Das meine ich mit Jein. Es allen Altersgruppen punktuell recht zu machen, ist für die Kommune schwer. Dennoch ist es staatliche Aufgabe, dem Grundsatz der gleichwertigen Lebensverhältnisse nachzukommen. Und ich denke, dann bleiben die Leute – oder eben nicht, aber eine hohe Aufenthaltsqualität von Anfang an trägt schon sehr dazu bei, dass Personen bleiben oder möglicherweise zu einem späteren Zeitpunkt (wieder-)kommen. Vielleicht dann, wenn die Ausbildung abgeschlossen ist, Kinder eine Rolle spielen, das Freizeitverhalten sich ändert oder der Ort mit Besonderheiten aufwartet – es gibt beispielsweise nicht so viele Orte in Deutschland mit einer so facettenreichen Ringelnetz-Sammlung.“

Darauf antwortete Marcus: „Das klingt alles sehr romantisch, aber dann ist in vielen Kleinstädten noch einiges zu tun: Es braucht bezahlbaren und individuellen Wohnraum für alle, es braucht eine Daseinsvorsorge vor Ort, die Zeit für ehrenamtliches Engagement zulässt – damit die Erfahrungen gesammelt werden können –, und es braucht eine Sichtbarkeit aller unterschiedlichsten Gruppen: Wenn ich hier beispielsweise niemanden erkenne, der zumindest stereotyp rein äußerlich der queeren Szene zuzuordnen ist, dann zieh ich doch gleich nach Leipzig. Außerdem braucht es soziale Orte, die weniger projektorientiert und damit befristet sind, sondern generationsübergreifend und hauptamtlich geleitet werden. Es braucht Orte des Austauschs. Für diese Orte wiederum habe ich nur Zeit, wenn meine Arbeit gerecht entlohnt wird und und und ...“ Ich stimmte zu und sagte: „Ganz genau, das sind alles Punkte, die dazu führen, dass das Bleiben immer wieder neu infrage gestellt wird. Aber ein Punkt noch: Nur, weil Leute in Wurzen wohnen, heißt das nicht, dass sie täglich immer genau dort bleiben. Vermutlich leben die Wurzen:innen nicht zwischen Ein- und Ausgangsschild. Kannst du dich an den Herrn von der Müllabfuhr erinnern, in der Touristeninfo am Markt?“ „Stimmt“, sagte Marcus, „der hat sich sechs Tickets für ein Konzert in Leipzig gekauft. Vermutlich ist er mit seiner Familie oder Freund:innen dorthingefahren. – Und, wärst du gern noch in Wurzen geblieben?“

„Ja“, entfuhr es mir sogleich, „dann würde ich den vielen Fleischereien mal auf den Grund gehen und mir die weitere Umgebung ansehen. Und du?“ Marcus sagte lächelnd: „Ich hätte mich gerne noch tiefer und ausführlicher mit den spannenden Menschen und ihren Ideen zum Leben in Wurzen ausgetauscht. Dennoch verbindet mich ja auch so viel mit Rostock, all das zieht mich auch wieder dahin zurück.“



■ von Jessica Stukar

wir weit weg – lokale Partnerschaften

Das Projekt wir weit weg – lokale Partnerschaften fand im Dezember 2021 in Wurzen seinen Anfang. Trotz eines schwierigen Startes konnte sich schon bald eine Gruppe von sechs Jugendlichen im Alter von 13 bis 17 Jahren finden, die motiviert waren, für den Sommer 2022 eine internationale Jugendbegegnung in Spanien, Málaga, zu planen und diese durchzuführen. Mit den zwei Coaches Jessi und Vanessa haben die Schülerinnen der Pestalozzi-Oberschule fünf Programmtage zum Thema „local art and culture“ gestalten können und vom 13. bis 19. Juli 2022 dieses Programm mit der spanischen Partnergruppe in Málaga zusammen durchgeführt.

„Wir konnten schöne Orte besuchen, unvergessliche Erinnerungen sammeln und den Jugendlichen aus beiden Ländern eine wunderschöne Begegnung bieten. Neben vielen Kennlernspielen, Strandbesuchen und Aktivitäten zur Stärkung der Gruppe haben wir unter anderem eine Burg (Alcazaba), das Picasso-Museum und eine Aussichtsplattform besucht. Während dieser Woche konnten wir vieles aus beiden Kulturen kennenlernen und hatten informationsreiche, aber auch spaßige Nachmittage zur Demokratiebildung“, sagt Jessi.

Nach einem Coach-Wechsel und einer weiteren Vorstellung des Projekts an der Pestalozzi-Oberschule kann das Projekt auch in diesem Jahr stattfinden. Vom 16. bis 23. Juli 2023 treffen sich die deutschen und spanischen Jugendlichen in Leipzig und Wurzen, um die Rückbegegnung stattfinden zu lassen. Zusammen mit den Coaches Jessi und Lio gestalten die Jugendlichen das neue Programm für den Sommer. Auch dieses Jahr soll es von Kunst und Kultur handeln, diesmal wird die gemischte Gruppe selbst künstlerisch tätig und legt weiterhin ein Augenmerk auf Demokratiebildung. Das Programm wird u. a. zusammen mit dem Netzwerk für Demokratische Kultur e.V. und dem Schweizerhaus Püchau e.V. gestaltet. Im Zwei-Wochen-Rhythmus trifft sich die Gruppe im KiJuWu, um weitere Schritte im Projekt zu besprechen und das Programm zu bearbeiten und zu planen. Die Jugendlichen der deutschen und spanischen Gruppe sind schon aufgeregt, sich wiederzusehen und neue Erfahrungen zu sammeln. Die ganze Gruppe ist motiviert und freut sich auf zukünftige Gruppentreffen und Aktivitäten, die wir in diesem Rahmen unternehmen.

Das Projekt wird durchgeführt von der KINDERVEREINIGUNG Leipzig e.V. Das Projekt wird gefördert von der Stiftung Mercator. Die Begegnungen werden über Erasmus+ finanziert.



Treffen in Spanien 2022 (Foto: María Ángeles González Delgado)



■ **Feministische Kolumne** von Jule Wahle

Klimakrise und Frauen

Das, was wir auch jetzt schon spüren und um uns herum mitbekommen, Dürre und Trockenheit auf der einen, Starkregen und Überschwemmungen auf der anderen Seite, wird in den kommenden Jahren und Jahrzehnten massiv ansteigen. Starkwetterereignisse werden unseren Alltag begleiten, die Klimakrise zur größten Herausforderung für unsere Gesellschaft werden.

Hier könnte man meinen, dass von diesen Ereignissen erst einmal alle gleich betroffen sind. Doch schnell wird man feststellen, dass natürlich in reicheren Ländern die Menschen besser dazu in der Lage sind, sich zu schützen und mehr Möglichkeiten existieren, Maßnahmen zu treffen, beispielsweise bessere Frühwarnsysteme vorhanden sind oder entsprechende Hilfsinfrastruktur.

Wo in anderen Teilen der Welt schon jetzt durch den Anstieg des Meeresspiegels bestimmte Landstriche unbewohnbar sind und durch extreme Dürre die Lebensgrundlagen wegfallen, sind Menschen dem oft schutzlos ausgeliefert. Die Klimakrise verstärkt die sowieso schon vorhandenen Ungleichheiten noch.

Betroffene Menschen versuchen neue bewohnbare Orte zu finden, ziehen in Groß- und Megastädte auf der Suche nach Arbeit oder versuchen die nötigen Ressourcen zusammenzubekommen und zu fliehen, mit dem Wunsch nach einer stabileren Lebensgrundlage.

Auch hier könnte man meinen, dass an diesen Orten alle Menschen gleich betroffen sind, da Umweltkatastrophen erst einmal keinen Unterschied zwischen den Menschen machen. Allerdings geht es ebenfalls hier um die Folgen dieser Krise, die natürlich auch in Ländern des globalen Südens den ärmeren Teil der Bevölkerung mehr treffen als den reicheren Teil. Aber noch eine Gruppe ist im Besonderen von den Auswirkungen der Klimakrise betroffen, und zwar sind das Frauen*¹.

„Frauen und Kinder sterben bei einer Katastrophe mit 14-mal höherer Wahrscheinlichkeit als Männer; unter anderem, weil sie später gewarnt werden, seltener schwimmen können und sich auf der Flucht um Angehörige kümmern.“ (Quelle: www.unwomen.de/klima-und-gender)

Das hat natürlich wenig damit zu tun, dass Frauen* Frauen* sind, sondern mit der Konstitution unserer Gesellschaft hier und weltweit. Die gesellschaftliche Unterscheidung zwischen den Geschlechtern hat für Frauen* zur Folge, dass sie oft weniger gut ausgebildet sind, sich meistens zu Hause um Kinder und Verwandte kümmern, niedrige Einkommen haben und dadurch auch kaum Zugang zu Krediten. Zudem sind Frauen* und Mädchen* häufiger körperlicher und sexualisierter Gewalt ausgesetzt und dies noch einmal verstärkt in Krisensituationen oder auf der Flucht. Wenn Wege des Alltags durch die Klimakrise noch länger werden, bedeutet das für die Frauen* ein erhöhtes Risiko zu erkranken oder Gewalt zu erfahren. „Kinderheirat ist in trockenen Gebieten und in Gegenden mit häufigen Dürreperioden häufiger verbreitet. Die Familien versuchen so, mit den geringeren landwirtschaftlichen Erträgen, den höheren Lebensmittelpreisen und dem wirtschaftlichen Druck umzugehen.“ (www.unwomen.de/klima-und-gender) Das hat große Auswirkungen auf die Möglichkeiten der Ausbildung der Mädchen* und Frauen*, die dadurch oft eingeschränkt sind und wiederum zum erhöhten Risiko führen, an den Folgen von klimatischen Katastrophen besonders zu leiden.

Wenn wir uns aber nun die weltweite Klimabewegung anschauen, sehen wir in vielen Ländern, dass gerade Frauen* es sind, die in den ersten Reihen dieser Bewegung stehen und ihre Sprecherinnen sind. Denn sie haben die Auswirkungen einer gesellschaftlichen Geschlechterungerechtigkeit natürlich längst erkannt und wollen sich nicht damit abfinden. Frauen* verbinden den Kampf gegen die Klimakrise mit Fragen der geschlechtlichen Gleichberechtigung und stellen damit einen Grundpfeiler für die Beantwortung der dringendsten Frage unserer Zeit in den Vordergrund. Diese Teilhabe muss sich somit auch unbedingt in gesamtgesellschaftlichen Lösungsansätzen und Entscheidungen wiederfinden, denn es muss klar sein, ohne Geschlechtergerechtigkeit wird es auch keine Klimagerechtigkeit geben!

1 Durch das * sollen neben männlichen und weiblichen auch nichtbinäre, diversgeschlechtliche Personen typografisch sichtbar gemacht und damit einbezogen werden.



■ **Lese-Ecke** von Ken und Elisabeth Kupzok

Heimliche Botschaften im Kinderbuch

Impulse zur Auswahl von vorurteilsbewussten Kinderbüchern

Mitunter fällt es schwer, „schwere Themen“ mit Kindern zu besprechen. Kinderbücher sind dabei ein hilfreiches Medium, die Welt um die Kinder herum besprechbar zu machen. Wie kann dies gut gelingen? Hier folgen ein paar Tipps für den Umgang mit Kinderbüchern zum Thema Flucht und Migration. Und wie immer am Ende zwei Buchempfehlungen.

Vor dem Einsatz: Werden Sie sich Ihrer eigenen Bewertungen und Emotionen im Zusammenhang mit dem Thema bewusst. Was lösen die Bilder aus, die in den Medien über geflüchtete Menschen verbreitet werden? Was denke ich über Menschen, die sich dazu entscheiden, ihre Heimat zu verlassen und zu fliehen?

Auswahl der Bücher: Wählen Sie bewusst Bücher aus! Diese sollen Anregungen geben, über Vorurteile und Ausgrenzung nachzudenken, und Beispiele enthalten, die Mut machen und einladen, miteinander ins Gespräch zu kommen.

Alle da! Unser kunterbuntes Leben

Samira kommt aus Syrien, Mehari hat eritreische Wurzeln, Amad vermisst seine Fußballfreunde aus Afghanistan und Dilara ist in Deutschland geboren und feiert das Zuckerfest. Einfühlsam wird in dem Buch geschildert, warum Menschen in andere Länder gehen, um dort zu leben; wie es ist, wenn man mit seiner Familie flüchten muss, wie Vorurteile entstehen und warum das Zusammenleben manchmal schwierig ist. Das Buch hilft Begleitpersonen, eine Sprache zu finden, das Thema Migration in seinen Facetten anschaulich zu thematisieren und dabei Kinder dazu zu ermutigen, mit Neugier und Offenheit einander zu begegnen.

Anja Tuckermann, Tine Schulz: „Alle da! Unser kunterbuntes Leben“. Klett Kinderbuch Verlag 2015, ab 5 Jahren, 14,00 € (aktuell bei der Bundeszentrale für politische Bildung für 1,50 € erhältlich)



Vor dem Lesen: Überlegen Sie, wie jedes einzelne Kind auf die Geschichte und die Bilder reagieren könnte. Gibt es etwas, das ein Kind ängstigen könnte? Wie könnten Sie darauf reagieren? Überlegen Sie an emotional schwierigen Stellen, mit welchen Fragen Sie die Kinder zum Gespräch anregen können, um sie darin zu unterstützen, das Gehörte und Gesehene zu verarbeiten.

Während des Lesens: Gehen Sie während des Lesens auf die Fragen der Kinder ein, achten Sie auf deren Signale und ermuntern Sie sie dazu, über schwierige Stellen zu sprechen. Achten Sie besonders auf Kinder, die selbst Fluchterfahrung haben. Richten Sie am Ende den Blick auf das Positive, auf das, was Trost spendet oder Mut macht an der Geschichte.

Nach dem Lesen: Fragen Sie am nächsten Tag nach, wie es den Kindern ergangen ist. Vielleicht hat eines mit einer erwachsenen Person darüber gesprochen? Oder ein Kind hat davon geträumt? Gehen Sie mit den Kindern darüber ins Gespräch. Möglicherweise entwickeln sich aus dem Gespräch gemeinsame Aktivitäten.

Meine liebsten Dinge müssen mit

Freudig erzählen die Eltern, dass sie bald umziehen werden. Die Eltern haben schon einen Koffer gekauft, in den ihr Kind die „liebsten Dinge“ einpacken darf. Das Kind fängt an zu überlegen, was dazu gehört – das Aquarium, der Holzstuhl, den der Opa gebaut hat, der Birnbaum im Hof? Vor allem die liebste Freundin, die muss mit! Doch dafür ist der Koffer viel zu klein! Die zarten Illustrationen schaffen eine besondere Atmosphäre und verbinden Realität und Fantasie. So gelingt es, die großen Gefühle, die Abschiednehmen und die Hoffnung auf den Neuanfang begleiten, nachvollziehbar zu machen und nachzuempfinden.

Sepideh Sarihi, Julie Völk: „Meine liebsten Dinge müssen mit“. Beltz & Gelberg 2018, ab 5 Jahren, 12,95 €



Theatertage für Kinder und Jugendliche

Kultur- und Bürger:innenzentrum D5/Domplatz 5

Montag, 03.07. 16 Uhr:

Der Wolf und die drei kleinen Schweine (ab 3 Jahren)

■ Es waren einmal drei Schweine, die zogen hinaus in die Welt, um ihr Glück zu suchen ... Die Geschichte kennt eigentlich jeder. Aber das Puppentheater ECKstein hat daraus eine fantastische, abenteuerliche Reise gemacht, bei der nicht nur die Schweine, sondern auch alle Gäste aus dem Häuschen geraten. (Eintritt: 3,00 €)

Mittwoch, 05.07. 16 Uhr:

Clownerie und Akrobatik mit der „Escuela de la Comedia y el Mimo“ (ab 6 Jahren)

■ Die Schauspieler aus Nicaragua unterhalten das Publikum mit Clownerie, Akrobatik und Schauspiel. Anschließend können die Gäste sich selbst in Jonglage versuchen oder das ein oder andere Kunststück als Clown ausprobieren. (Eintritt: 3,00 €)

Donnerstag, 06.07. 19 Uhr:

Scherbenhelden (ab 12 Jahren)

■ Leipzig 1995, Jahre des Umbruchs. Mittendrin ist Nino mit all den Problemen, die man als Fünfzehnjähriger so hat: Eltern, Schule, Mädchen ... Das Abhängen mit den Punks in der Innenstadt wird sein neuer Alltag. „Scherbenhelden“ nach dem Erfolgsroman von Johannes Herwig ist ein Abend mit Musik, der Fragen nach Zugehörigkeit und Freundschaft stellt. Eine Aufführung der Cammerspiele Leipzig. (Eintritt: 3,00 €)



Open-Air-Kino-Tour

30. August – 3. September

(Getränke und Snacks können vor Ort erworben werden.)

Mittwoch, 30.08. 20 Uhr, An der alten Kegelbahn:

Wem gehört mein Dorf? (2021) ■ Im beliebten Ostseebad Göhren (Rügen) stoßen Wachstum und Investitionen auf kräftigen Gegenwind. Als die letzte unberührte Küste bebaut werden soll und das einzigartige, malerische Naturschutzgebiet in Gefahr ist, regt sich Unmut. Der Filmemacher Christoph Eder erzählt die Geschichte jener, die sich gegen das Geld und die Mächtigen stellen, und zeichnet damit ein Porträt seiner Heimat. Anschließend laden wir zum Gespräch mit dem Regisseur ein. (Eintritt: 4,00 €)

Donnerstag, 31.08. 20 Uhr, Markschönstedt:

Jochen macht Triathlon (2022) ■ Jochen ist Mitte 40 und Raucher. Er wohnt allein, ist arbeitslos und hat keine Freunde. Als er auf kuriose Weise seine bereits erwachsene Tochter Hanna kennenlernt, wird ihm klar, dass er sich ändern muss, und beschließt, Triathlon zu machen. Wird er im Ziel ankommen? Anschließend laden wir zum Gespräch mit dem Regisseur Larsen Sechert ein. (Eintritt: 4,00 €)

Mittwoch, 06.09. 20 Uhr, Domplatz:

Und niemand ist bei den Kälbern (2021) ■ Hochsommer in der mecklenburgischen Provinz. Fünf Häuser, eine Bushaltestelle, Kühe und ringsum nichts als Felder. Christin ist 24 und lebt auf dem Bauernhof ihres langjährigen Freundes Jan. Die Aufbruchsstimmung der Nachwendejahre ist längst dahin und auch in ihrer Beziehung gibt es schon lange keine Liebe mehr. Doch da taucht Windkraftingenieur Klaus aus Hamburg auf und die Welt beginnt sich zu drehen. Ein Film von Sabrina Sarabi. (Eintritt: 4,00 €)

Donnerstag, 07.09. 20 Uhr, An der Ringelnatzgrundschule/ DRK-Kleiderkammer:

In einem Land, das es nicht mehr gibt (2022) ■ Suzie steht kurz vor dem Abitur und will demnächst Literatur studieren. Aber ausgerechnet die Liebe zu Büchern wird ihr zum Verhängnis. Man erwischt sie mit dem in der DDR verbotenen Buch „1984“ von George Orwell. Das bedeutet: Raus aus der Schule, rein in die Produktion. Doch dann schießt Starfotograf Coyote zufällig ein Bild der 19-Jährigen, das in der angesagten Modezeitschrift „Sibylle“ landet. Es ebnet Suzie den Weg in die Modewelt des Arbeiter- und Bauernstaats, sowohl in die offizielle Schönheitsindustrie als auch in die Underground-Szene. Ein Film von Aelrun Goette. (Eintritt: 4,00 €)



→ Hier könnte Ihr Beitrag stehen! Schreiben Sie einfach eine Mail an redaktion-WXB@ndk-wurzen.de und erzählen uns von Ihrer Idee.

■ Was ist los in Wurzen?

Regelmäßige Angebote

→ Jeden Dienstag 15–17 Uhr

Umsonstladen

Kantheus Wurzen, Kantstraße 20
hello@kantheus.online

→ Jeden Mittwoch ab 18.30 Uhr

Punkrocktresen

Kulturkeller NDK Wurzen, Domplatz 5
team@ndk-wurzen.de

→ Jeden Mittwoch 17–19 Uhr

Keramikwerkstatt

Der Laden, Wenceslaigasse 22
info@schweizerhaus-puechau.de

→ Jeden Donnerstag 17–19 Uhr

Offenes Atelier

Der Laden, Wenceslaigasse 22
info@schweizerhaus-puechau.de

→ Jeden 1. Donnerstag im Monat 15–17 Uhr

Internationaler Frauentreff

NDK Wurzen, Domplatz 5
team@ndk-wurzen.de

→ Jeden letzten Freitag im Monat 14–17 Uhr

Kulturcafé

Kulturkeller NDK Wurzen, Domplatz 5
team@ndk-wurzen.de

→ Jeden Dienstag 18.30–20.30 Uhr

Sportgruppe für Jugendliche

NDK Wurzen, Domplatz 5
team@ndk-wurzen.de

→ Jeden zweiten, dritten und vierten
Donnerstag im Monat, 18.30 Uhr

FINTA*-Sportgruppe

NDK Wurzen, Domplatz 5
team@ndk-wurzen.de

→ Dienstag bis Samstag 14–19 Uhr

Kinder- und Jugendhaus Wurzen

Wurzen, Alte Nischwitzstraße 4
kjh-wurzen@kv-leipzig.de

→ Mittwoch bis Sonntag 10–16 Uhr

Museum Wurzen

Wurzen, Domgasse 2
museum@wurzen.de

→ Montag bis Donnerstag 13–18 Uhr

Stadtbibliothek Wurzen

Wurzen, Markt 1
bibliothek@wurzen.de

→ Jeden Sonntag 10 Uhr

Krümelkino im Schweizergarten

Wurzen, Schweizergartenstraße 2
kulturhaus@wurzen.de

→ Dienstag bis Donnerstag 13–16 Uhr,
Sonntag 11–16 Uhr

Museum Steinarbeiterhaus

Lossatal, Kirchgasse 5
steinarbeiterhaus@t-online.de

→ Donnerstag bis Sonntag 14–17 Uhr

Ringelnatz-Geburtshaus

Wurzen, Crostigall 14
info@ringelnatz-verein.de

→ Möchten Sie auch gerne Ihre regelmäßigen Termine hier veröffentlichen?
Dann wenden Sie sich gerne an redaktion-wxb@ndk-wurzen.de.

→ Sie haben/Du hast Lust, Teil der Redaktionsgruppe zu werden?
→ Sie haben/Du hast Ideen für Themen oder würdest selbst gerne etwas schreiben?
Dann schreiben Sie/schreibe uns einfach eine Mail an redaktion-wxb@ndk-wurzen.de.





Diese Maßnahme wird mitfinanziert durch Steuermittel auf der Grundlage des vom Sächsischen Landtag beschlossenen Haushaltes.



STAATSMINISTERIUM DER JUSTIZ
UND FÜR DEMOKRATIE
EUROPA UND GLEICHSTELLUNG



Spendenaufruf

Unsere Arbeit wird vor allem aus öffentlichen Fördermitteln, Zuwendungen privater Stiftungen und aus Spenden finanziert. Wenn Sie unsere Arbeit wichtig finden und diese unterstützen möchten, freuen wir uns über eine Spende.

Sie können gerne eine Überweisung auf unser Spendenkonto vornehmen oder unter **www.ndk-wurzen.de** das Online-Spenden-Tool der GLS Bank nutzen.

GLS Gemeinschaftsbank eG

IBAN: DE03 4306 0967 40 107 23 202

BIC: GENODEM1GLS

Sie möchten in Zukunft das Wurzener Extrablatt zweimal jährlich direkt nach Hause geschickt bekommen?
Dann schreiben Sie einfach eine Mail an **redaktion-WXB@ndk-wurzen.de** mit Ihrer Adresse.

Die Texte in diesem Magazin geben einzig und allein die Meinung der Autor:innen und nicht des herausgebenden Vereins wieder. Es handelt sich hierbei um ein Bürger:innenmagazin, das alle interessierten Bürger:innen aus Wurzen einlädt, sich mit eigenen Beiträgen zu beteiligen. Diese Beiträge werden im Vorfeld redaktionell geprüft. Kontroversen sind zulässig, jedoch behalten wir uns als Herausgeber:innen vor, Texte mit menschenfeindlichen und/oder diskriminierenden Äußerungen oder Hassbotschaften nicht zu veröffentlichen.